



Stimmen aus Berlin

Gespräche über die Zukunft der Stadt
Eine ethnographische Annäherung

H. Dietz, N. Fischer, J. Holz, I. Krüger, T. Malorny,
S. Ollenburg, L. Raderschall, S. Stagl, A. Uhl, J. Werner

iF SCHRIFTENREIHE | 02/16
Sozialwissenschaftliche Zukunftsforschung

Impressum

Institut Futur
Freie Universität Berlin
Fabeckstr. 37
14195 Berlin
©2016

Herausgeber: Gerhard de Haan
Redaktion: Sascha Dannenberg
Bernd Stegmann
ISBN: 978-3-944843-19-3 (eBook)
ISBN: 978-3-944843-18-6 (print)

Zur Schriftenreihe

Das **Institut Futur** ist eine Einrichtung der Freien Universität Berlin. Mit dieser Schriftenreihe veröffentlichen wir Arbeitsergebnisse und Analysen, die im Kontext des Instituts entstanden sind. Das Institut konzentriert sich auf drei Kernbereiche: 1. die sozialwissenschaftliche Zukunftsforschung, 2. das Lern- und Handlungsfeld Bildung für nachhaltige Entwicklung (BNE) und 3. die Forschung zu Transfer von Wissen und Innovationen.

Das Institut Futur hat 2010 außerdem den ersten Studiengang zur Zukunftsforschung im deutschsprachigen Raum eingerichtet. Der weiterbildende **Masterstudiengang Zukunftsforschung** vermittelt – anknüpfend an einen ersten Hochschulabschluss und die qualifizierten Berufserfahrungen der Studentinnen und Studenten – die Techniken wissenschaftlichen Arbeitens in der Zukunftsforschung und stellt gleichzeitig einen starken Bezug zur Praxis her. Die überzeugenden Abschlussarbeiten von Studierenden aus dem Studienzyklus 2012 sind auch ein Anlass, diese Schriftenreihe zur sozialwissenschaftlichen Zukunftsforschung zu starten.

Die Palette der Themen ist entsprechend breit gehalten. Vieles hat explorativen Charakter. Das hat zwei Gründe: Erstens basiert die Zukunftsforschung bisher kaum auf einem konsolidierten wissenschaftlichen Fundament. Ihre Qualitäts- und Gütekriterien sind ebenso in der Diskussion wie ihre wissenschafts- und erkenntnistheoretischen Implikationen. Zweitens ist ihr Gegenstand so allumfassend, dass sich das Feld kaum sortieren, geschweige denn kategorisieren lässt. Technologische Vorausschau gehört ebenso dazu wie Forschungen zum sozialen Wandel, zur Veränderung von Wirtschaftsstrukturen, zur Veränderung der Umwelt, zur Geschichte der Zukunftsvorstellungen, zur Bedeutung von Design, zu Wünschen und Bedürfnissen, zu den Forschungsmethoden und zu Fragen der Kontingenz künftiger Entwicklungen wie deren Vorhersage – um nur einige prägnante aktuelle Themenfelder zu benennen. Entsprechend offen ist das Konzept dieser Schriftenreihe. Sie bietet Facetten der Reflexion zu speziellen Themen, Analysen und Impulse für weitere Forschungsfragen, aber auch Ergebnisse aus empirischen Studien – immer mit Blick auf mögliche künftige Entwicklungen, Gestaltungsoptionen und Erwartungen.

Bei aller Offenheit und Heterogenität existiert für die Publikationen dennoch eine Rahmung. Zunächst sind einige der üblichen Kriterien von Wissenschaftlichkeit selbstverständlich Grundlage für die Beiträge: Transparenz, Nachvollziehbarkeit von Argumentationen, Zitationsmodi etc. folgen den Gepflogenheiten. Darüber orientieren sich die Beiträge erstens erkenntnis- bzw. wissenschaftstheoretisch implizit oder explizit an konstruktivistischem Denken, ohne sich auf den radikalen Konstruktivismus, sozialen Konstruktivismus, kybernetische Ansätze, den methodischen Kulturalismus oder andere Konstruktivismen festzulegen. Es scheint der Auseinandersetzung mit

Zukunft generell angemessen, sie als konstruiert zu betrachten, da über sie schwerlich als Tatsache oder gar als Wirklichkeit gesprochen werden kann. Mit konstruktivistischen Ansätzen wird erkennbar, dass Wirklichkeiten geschaffen werden – das gilt schon für jegliche Gegenwartsdiagnose und für den Entwurf von Zukünften allemal. Zweitens folgen die Beiträge sozialwissenschaftlich in der Regel einem Verständnis von Gesellschaft, wie es im Kontext der Theorien zur zweiten oder reflexiven Moderne formuliert wird. Das bedeutet etwa, nicht mehr von eindeutigen Grenzen zwischen Natur und Gesellschaft auszugehen, sondern anzuerkennen, dass wir im Anthropozän leben. Wissen und Nichtwissen werden als eng mit einander verbunden angesehen. Auch sind eindeutige Trennungen zwischen sozialen Sphären immer weniger möglich. Vielmehr ist hier den Phänomenen der Pluralisierung Rechnung zu tragen. Das bedeutet auch, wissenschaftliche Begründungsmonopole – nicht aber Begründungspflichten – aufzugeben und vor allem Ungewissheiten und Widersprüchlichkeiten anzuerkennen. Ungewissheiten, Risiken und Wagnisse und das Unerwartete werden nicht als wegzuarbeitende Phänomene, sondern als Quellen für die Zukunftsforschung akzeptiert und genutzt, um Zukunft als gestaltbar darzustellen. Ob mit der erkenntnistheoretischen Orientierung am Konstruktivismus und gesellschaftstheoretischen Orientierung an der reflexiven Moderne ein haltbarer Rahmen gefunden wird, muss sich über die Beiträge und in anderen Kontexten erst erweisen.

Diese Schriftenreihe ist im größeren Kontext der Publikationen zu sehen, die vom Institut Futur mit herausgegeben werden. Das englischsprachige [European Journal of Futures Research](#) (EJFR) erscheint seit 2013 im Springer Verlag (Berlin, Heidelberg). Diese internationale Fachzeitschrift wurde auf Initiative vom Institut Futur an der Freien Universität Berlin und dem Zentrum für Zukunftsstudien an der Fachhochschule Salzburg in Zusammenarbeit mit renommierten ExpertInnen der Technischen Universität Berlin, der RWTH Aachen University und der Stiftung für Zukunftsfragen, eine Initiative von British American Tobacco, gegründet. Mit speziellem Fokus auf Europa im globalen Kontext und dem Ziel, die europäischen Ausprägungsformen der Zukunftsforschung zu betonen, schließt diese wissenschaftliche Zeitschrift eine Lücke in der Forschungslandschaft. Das Journal ist interdisziplinär ausgerichtet und wird philosophische und wissenschaftstheoretische Fragestellungen, methodische Ansätze und empirische Ergebnisse aus der Zukunftsforschung publizieren.

Gerhard de Haan
- Herausgeber -

Abstract

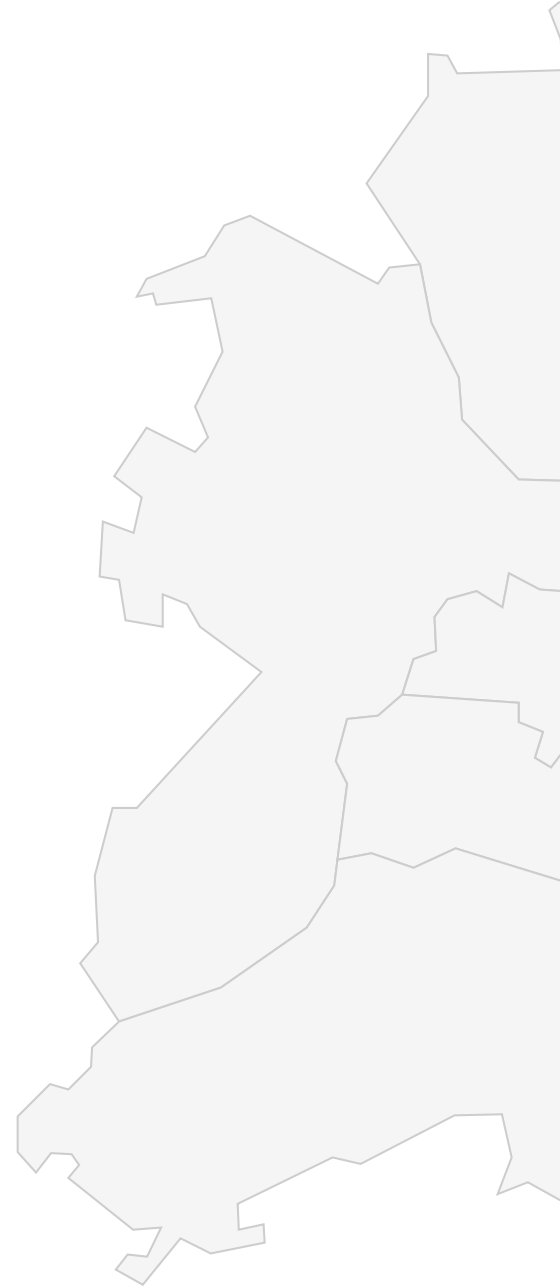
Wie denken BerlinerInnen über die Zukunft ihrer Stadt? Was sind ihre Wünsche, was mögliche Zukunftsängste? Studierende des Masterstudiums Zukunftsforschung haben Antworten auf diese Fragen gesucht und sich in verschiedenen Milieus der Stadt aufgehalten, um – angelehnt an den ethnographischen Ansatz der teilnehmenden Beobachtung – mit den Menschen vor Ort intensive Gespräche zu führen.

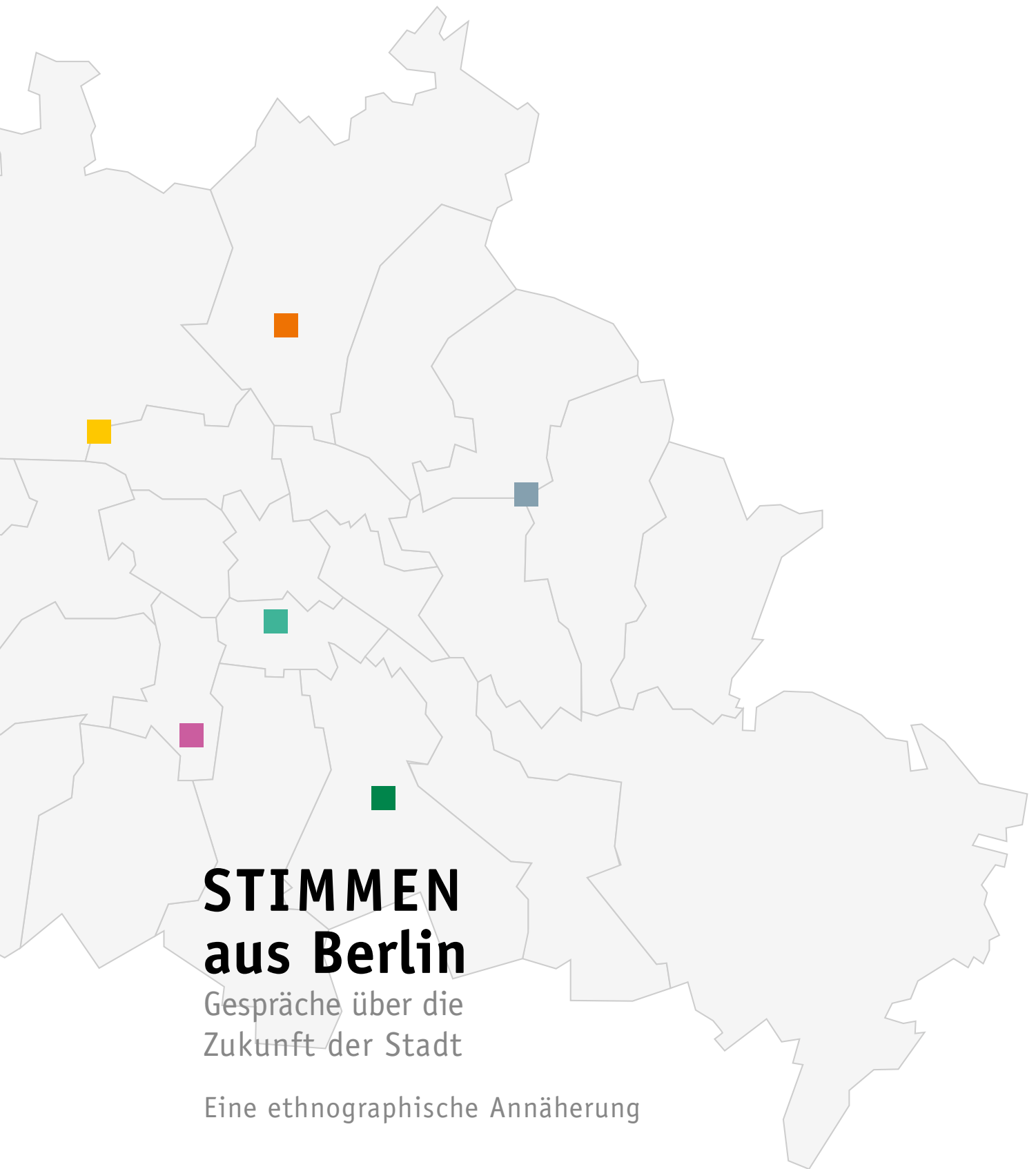
Sechs Gruppen standen dabei im Fokus: die Gäste und BetreiberInnen alteingesessener Kneipen in Berliner Szenekiezen, TaxifahrerInnen, BewohnerInnen eines Mehrfamilienhauses in Berlin-Pankow, homosexuelle Männer, VerkäuferInnen des Obdachlosenmagazins »Straßenfeger« sowie junge UnternehmerInnen aus dem Bereich der »Social Startups«.

Herausgekommen sind einzigartige Blicke auf die Zukunft Berlins, die aus teilweise vernachlässigten Perspektiven vielfältige Hoffnungen, Erwartungen und Ängste von BerlinerInnen zeigen. Die »Gespräche« zeigen, dass die von ihrer jeweils eigenen Geschichte und sozialen Gegenwart geprägten »subkulturellen« Zukunftsbilder eine elementare Rolle für die Wahrnehmung von Berlin spielen. Zentral in allen Zukunftsvorstellungen ist dabei die Auseinandersetzung mit dem zukünftigen Zusammenleben unter den Bedingungen eines sich stetig wandelnden sozialen Umfelds.

Das Konzept und die Umsetzung entstand im Wintersemester 2014/15 in einer Übung im »Einsatzfeld Gesellschaft« des Masterstudiengangs Zukunftsforschung an der Freien Universität Berlin, geleitet von Björn Theis.

In den Texten wurden alle Namen der GesprächspartnerInnen aus Anonymitätsgründen geändert.





STIMMEN aus Berlin

Gespräche über die
Zukunft der Stadt

Eine ethnographische Annäherung

Masterstudiengang Zukunftsforschung der Freien Universität Berlin, WiSe 2014/15

Übung im »Einsatzfeld Gesellschaft«, Dozent: Björn Theis

Autoren: Heike Dietz, Nele Fischer, Jana Holz, Ina Krüger, Thomas Malorny,

Stefanie Ollenburg, Lisanne Raderschall, Sebastian Stagl, André Uhl, Julia Werner

Inhalt

■ Einleitung	8
Stimmen aus Berlin ... von André Uhl	
■ An Ecken, wo es brodelt	12
Drei Kneipen, drei Monate, drei Szenebezirke von Heike Dietz und Jana Holz	
■ Menschen kommen und gehen	24
Ein Blick in Berlins Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft auf der Rückbank Berliner Taxis von Ina Krüger	
■ Ein Haus in Pankow	34
Interviews mit einer Hausgemeinschaft im Norden Berlins – wo Vergangenheit die Zukunft trifft. von Stefanie Ollenburg	
■ Nicht alles, was glänzt, ist Gold	46
Die schwule Subkultur Berlins über sich selbst und ihre Rolle in einer zukünftigen Gesellschaft von Sebastian Stagl	
■ ÜberLeben in Berlin	56
Zukünfte am Rand der Gesellschaft von Nele Fischer	
■ ZukunftsMACHER	68
Die Berliner »Social Impact«-Szene arbeitet an einem besseren Morgen von Thomas Malorny, Lisanne Raderschall und Julia Werner	

BERLINS WANDEL | BERLINS ZUKUNFT

von André Uhl

8

Berlin (ver)wandelt sich. Kaum eine europäische Großstadt hat in den vergangenen 25 Jahren derart tiefgreifende Veränderungen durchlebt, wie die Spreemetropole. Es ist auch ein Wandel der Zeit, obwohl die Uhren nicht überall gleich ticken. Die Stadt hat viele Gesichter. In welches man blickt, hängt nicht nur vom Bezirk, sondern auch vom BetrachterInnen ab. Berlin ist attraktiv, alternativ, international, multikulturell, »sexy« und »trendy«, Und all das bei relativ niedrigen Lebenshaltungskosten. So denken zumindest viele SchwärmerInnen, die seit Jahren aus allen Teilen der Welt in die Stadt pilgern. Sei es zu Besuch, oder um zu bleiben. Berlin ist laut, dreckig, rückständig, ausgebrannt, anonym, kurzum ein Moloch, in dem zu Leben überdies immer teurer wird. So die Meinung mancher NörglerInnen, aber auch vieler Menschen, welche die negativen Seiten der urbanen Metamorphose hautnah zu spüren bekommen. Die Perspektiven in der und auf die Stadt sind ebenso vielfältig, wie ihre EinwohnerInnen und deren Lebensrealitäten. Welche Bilder haben die BerlinerInnen von der Zukunft ihrer Stadt? Worin unterscheiden sich

diese Zukunftsbilder, wo gibt es Übereinstimmungen? Welche Veränderungen werden die größten Auswirkungen auf ihr Leben haben? Was sind die Wünsche, was mögliche Zukunftsängste? Mit diesen Fragen haben sich Studierende im Rahmen eines Seminars mit dem Schwerpunkt »Gesellschaft« im Masterstudiengang Zukunftsforschung an der Freien Universität Berlin beschäftigt. Um ihnen auf den Grund zu gehen, haben sich die Studierenden über einen Zeitraum von zwölf Wochen in verschiedenen Milieus der Stadt aufgehalten, dort mit den Menschen interagiert und intensive Gespräche geführt. Sie haben somit einen ethnographischen Ansatz verfolgt, angelehnt an die Methode der »Teilnehmenden Beobachtung«, um möglichst authentische Aussagen über Zukunftsbilder dieser Menschen zu bekommen.

Die teilnehmende Beobachtung ist eine Methode der Ethnologie, bei der die ForscherInnen an den Interaktionen innerhalb der untersuchten Gruppe teilnehmen. Durch diese Art der Feldforschung können die ForscherInnen Aspekte des Handelns und Denkens von Menschen unmittelbarer,

dialogisch und somit leichter im Gesamtkontext erfassen, als dies beispielsweise auf der Basis von Berichten, Dokumenten oder herkömmlichen Interviews möglich wäre. Im Fall dieses Projekts bestand die »Teilnahme« sowohl in der Anwesenheit der Studierenden in der jeweiligen Gruppe eines Milieus als auch in der teilweisen Interaktion innerhalb der Gruppen. Diese waren sowohl bezüglich der Anzahl ihrer Mitglieder als auch der Beziehungen dieser Mitglieder untereinander höchst unterschiedlich. Ein Vergleich dieser Gruppen miteinander war demnach nicht das Ziel des Projekts. Vielmehr ging es darum, ein Schlaglicht auf die Zukunftsbilder unterschiedlicher Teile der Berliner Gesellschaft zu werfen. Und zwar auf der Basis unmittelbarer Information aus erster Hand. Sechs Gruppen standen im Fokus der Untersuchung: die Gäste und BetreiberInnen alteingesessener Kneipen in Berliner Szenekiezen, TaxifahrerInnen in Berlin, BewohnerInnen eines Mehrfamilienhauses im Nordberliner Bezirk Pankow, homosexuelle Männer in Berlin, VerkäuferInnen des Berliner Obdachlosenmagazins »Straßenfeger« sowie Mitglieder der Berliner Gründerszene im Bereich der »Social Startups«. Naturgemäß sind die Zukunftsbilder der Angehörigen dieser Gruppen geprägt von ihrer jeweiligen Lebenssituation und ihrem Umfeld. So ist eine »Früher-war-alles-besser«-Haltung und eine ordentliche Portion Skepsis gegenüber der Zukunft häufig unter den Gästen der Kneipen anzutreffen, die als Inseln in einer sich stark verändernden Nachbarschaft mit steigenden Mieten und wechselnder Klientel erscheinen, wie aus dem Beitrag von Heike Dietz und Jana Holz hervorgeht. Weniger Fahrgäste, ein hart umkämpfter Markt, Konkurrenz durch alternative AnbieterInnen wie etwa den Fahrdienst »Uber«: Im Beitrag von Ina Krüger bringt auch die Mehrheit der befragten Berliner TaxifahrerInnen ihre Sorgen zum Ausdruck, wenn es um ihre persönliche Zukunft in Berlin geht – obgleich die zukünftige Entwicklung der Stadt als Ganzes hingegen zumeist positiv bewertet wird. »Wo Vergangenheit Zukunft trifft« – so der

Untertitel des Beitrags von Stefanie Ollenburg, der sich mit den Zukunftsbildern einer Hausgemeinschaft in Pankow befasst, einer jener Berliner Bezirke, in dem Veränderungen aktuell besonders deutlich zu spüren sind. Bemerkenswert klar artikulieren die Befragten ihre Wünsche für sich und ihren Kiez. Eine tendenziell positive Zukunftshaltung vereint die von Sebastian Stagl Befragten der Berliner »schwulen Subkultur«. Von ihnen sind die meisten überzeugt, sich in 15 Jahren in ihrer Stadt immer noch wohl zu fühlen, wenngleich durchaus Potenzial für Verbesserungen besteht. Anders hingegen die befragten VerkäuferInnen des Obdachlosenmagazins »Straßenfeger«. Die Gespräche, welche Nele Fischer mit diesen Menschen im »Kaffee Bankrott« führte, gewähren einen Einblick in einen Alltag unter schwierigsten Bedingungen und daraus hervorgehende Zukunftsbilder, die geprägt sind von sozialer Exklusion und täglichem Überlebenskampf. Einen kontrastreichen Abschluss bildet der Beitrag von Thomas Malorny, Lisanne Raderschall und Julia Werner, der sich mit den Zukunftsbildern von Angehörigen der Berliner »Social Startup«-Szene beschäftigt – eine Gruppe, in der das Entwickeln von Visionen und eine positive Grundhaltung sozusagen zum Kerngeschäft gehört.

Haben die auf den ersten Blick sehr heterogen wirkenden Bevölkerungsgruppen doch mehr Gemeinsamkeiten, als es auf den ersten Blick scheint? So unterschiedlich die Hintergründe und Perspektiven der Befragten auch sind, so gibt es doch Überschneidungen bezüglich ihrer artikulierten Zukunftsbilder. Fast alle Befragten beschäftigt das Zusammenleben der EinwohnerInnen in der Stadt. Wie wirken sich Nachbarschaft, soziales Umfeld, oder Wettbewerber auf unsere persönliche Zukunft aus? Selbst wenn der Modebegriff »Gentrifizierung« selten explizit erwähnt wird, so schwingt er doch häufig in den Überlegungen mit. Und vor allem die Frage: Was wünschen wir uns für die Zukunft Berlins? Diesen Fragen nähern sich die Beiträge behutsam an. Wir wünschen viel Spaß beim Lesen!

An Ecken, wo es brodelt

Drei Kneipen, drei Monate, drei Szenebezirke

von Heike Dietz und Jana Holz

»Früher waren hier an jeder Ecke vier Kneipen und alle sind satt geworden.«

13

Altberliner Eckkneipe, Bierlokal, Spelunke, oder ist es doch ein Szenetreff? Es gibt viele Namen für die Lokaltäten, die die Ecken und Straßen Berlins seit Jahrzehnten bevölkern. Sie gehören zum Berliner Stadtbild einfach dazu. Für viele Gäste wie auch Mitarbeiter sind sie ein zweites Zuhause. Viele dieser Altberliner Kneipen mussten jedoch in den letzten Jahren schließen.

In Zeitungen, auf Blogs und in Büchern wird darüber diskutiert. »Noch vor 150 Jahren war Berlin die Stadt mit der höchsten Kneipendichte Europas«, weiß der Schriftsteller und Regisseur Clemens Füsers, der ein Buch¹ über Berlin und seine Kneipen geschrieben hat: »30.000 lizenzierte Lokaltäten gab es 1930 in der Stadt, 2002 waren es nur noch 15.000.«² Jetzt, gut zehn Jahre später, sind es sicherlich noch mal ein paar Hundert weniger geworden. Wir haben nicht nachgezählt, sind aber trotzdem losgezogen, um uns ein eigenes Bild von dieser Szene noch bestehender Altberliner Kneipen zu machen. Wir waren in drei Kneipen in drei Szenebezirken Berlins und haben

drei Interviews geführt. Prenzlauer Berg, Kreuzberg und Neukölln sind Bezirke, in denen es brodelt – man spricht auch von Gentrifizierung. Unsere Beobachtung wurde immer wieder in die Vergangenheit versetzt und auch in den Interviews war die vergangene Zeit mit dem Leitgedanken »Früher war vieles besser« zentral. Trotzdem, oder vielleicht auch gerade deshalb, haben wir mit den Betreibern und Betreiberinnen der Kneipen über ihre Zukunftsvorstellungen für sich selbst und für die Stadt Berlin gesprochen. Unser Interesse galt dem Umgang mit den zeitlichen Veränderungen, den Herausforderungen des Berliner Lebens und dem Dasein der Kneipenbesitzer und Kneipenbesitzerinnen – und wir haben eine Vielfalt an Einblicken und Antworten bekommen.

Wir befinden uns an einer Ecke in Nord-Neukölln

Elli, Wirtin, Anfang 60

»Viele sind verstorben oder kommen nicht mehr, weil sie keinen Alkohol mehr können ...« Die Kneipe kommt wie ein Mustertextemplar für unsere Beobachtung daher. »Asbach Uralt« leuchtet durch die Kneipe. Lebendig scheint hier nicht mehr viel – das Wort »wegsterben« fällt während unseres Gesprächs übermäßig oft. Es scheint ein ganz bewusster Umgang mit dem Lauf der Dinge und dem Wenigerwerden der Stammgäste zu herrschen. Die Ahnentafel hat einen zentralen Platz an der Wand gefunden. Zum jetzigen Zeitpunkt sind Elli noch circa 16 Stammgäste geblieben. Solche, die kommen und auch verzehren. Keine Yuppies und auch keine Hipster, die zwei Stunden an einem

kleinen Bier nippen und dann wieder verschwinden – das kann Elli gar nicht leiden. Es geht dem Ende zu, und wenn man der Frau mit blondgefärbtem Haar, Rollkragenspullover und verrauchter Stimme zuhört, fällt es leicht, sich in ihre Situation hineinzuversetzen. »Früher war es besser« ist die Antwort auf viele unserer Fragen. 60 ist sie jetzt und versucht noch drei Jahre durchzuhalten. Dann hat sie ihr Rentenalter erreicht. Darauf freut sie sich schon, weiter geht die Planung nicht. Vielleicht verkauft sie und dann entscheidet der Vermieter, was mit den Räumlichkeiten ihrer Kneipe passieren wird. Sie tippt auf eine Arztpraxis oder Anwaltskanzlei. Wir auf ein weiteres Café.

Ellis Kneipe ist schon lange nicht mehr renoviert worden und laut ihrer Beschreibung ein bisschen »ranzig« mit Wohlfühlfaktor und selbst gezüchteten Spinnweben. Seit knapp 20 Jahren ist sie Inhaberin

dieses Altberliner Lokals. Zu Beginn führte sie es mit ihrem Mann zusammen, der sich aber ziemlich schnell aus dem Staub machte. Früher war Elli als kaufmännische Angestellte tätig. Damals, nach der Wende, so sagt sie, »... war das mit den Jobs nicht mehr so doll... Viel Auswahl hatte man ja nicht – Zeitungsladen oder Kneipe.« Und so steht sie seitdem hinter ihrer Theke. Sechs Tage die Woche, von 12 Uhr mittags bis zum späten Abend. Es wird auch mal nach Belieben geschlossen, sollte kein Betrieb mehr sein. Nach Hause hat sie es nicht weit, einmal die Treppe hinauf. Sonntags ist Ellis freier Tag. In diesen Stunden entspannt sie vor dem Fernseher und erholt sich von den trinkfreudigen Tagen und Abenden am Zapfhahn. Wenn man Elli nach Urlaub fragt, werden schon mal kurz die Jahrzehnte verwechselt. Ihr letzter lag im Jahr 1997, einmal quer durch Deutschland mit dem Wohnmobil. Generell scheinen Freizeit und Vergnügen in der Vergangenheit zu liegen.

Die Zukunft spielt für Elli keine große Rolle, denn viel habe sie ja nicht mehr davon, sagt sie. Ihre Wohnung will sie gerne behalten. Dort wohnen bleiben zu dürfen und in Ruhe gelassen zu werden, das ist ihr Wunsch. Auch ein Sechser im Lotto wäre nicht schlecht. Ob sie spielt, verrät sie uns nicht. Gesund bleiben ist für Elli auch ein wichtiger Punkt. Alternativ zu den vorherigen Wünschen könnte die Zukunft auch eine anständige Beerdigung vom Sozialamt bringen. Einen ganz schön trockenen Humor hat sie, und aus lauter Verlegenheit lachen wir an dieser Stelle das erste Mal gemeinsam.

Angst hat sie davor, dass der Vermieter Eigenbedarf anmeldet und sie ihren Laden dicht machen muss. Neukölln ist für Elli der wahre Ort in Berlin. Hier wohnt sie, hier arbeitet sie, hier fühlt es sich »heimelig« an. Dass sich ihr Kiez so stark verändert hat, schiebt sie der Schließung des Flughafens Tempelhof zu. Sie erklärt uns: Früher hätte es sich um ein Arbeiter- und Ausländerviertel gehandelt. Alle hätten wohlwollend nebeneinander her gelebt. Heute sei die Gegend beliebt geworden. Das Publikum würde jünger und sie kenne die Leute kaum noch. Die Straßen vor ihrer Haustür erscheinen ihr »platt gewalzt« und nackter zu werden. Die Zeit der Eckkneipen sei vorbei. »Früher waren hier an jeder Ecke vier Kneipen und alle sind satt geworden.«

Wenn sie sich etwas für die Stadt Berlin wünschen könnte, wären es eindeutig bezahlbare Wohnungen. Das

»Früher war es besser«

Asbach-Uralt.





Ellis Ahnentafel

»Ferienwohnungsproblem« der Stadt nimmt Elli als »tödlich« wahr. Eine negative Entwicklung für Berlin sieht sie im Terror, » ... wenn das mit den Hooligans, Salafisten und allen, die sich sonst noch prügeln, ausarten würde.« Rosige Ausichten sehen anders aus. Wir trinken das kleine Radler für 1,10 € aus und verlassen die Kneipe mit Ellis, wie sie sagt, gemischten Gefühlen.

Wir befinden uns jetzt ein bisschen oberhalb des Szenebezirks am Prenzlauer Berg
Matthias, Wirt, Mitte 40

»Werde auch nicht anfangen, hier Cocktails zu mixen. Das wollen wir nicht, würde auch den Charakter hier verändern. Aber an den Sachen, die vom Staat gefordert werden, da kommt man nicht dran vorbei, also mit dem Essen aufzuhören, wegen des Nichtraucherschutzes, oder Mindestlohn zu zahlen.« Matthias ist seit 1987 in der Kneipe im Norden des Szenebezirks

Prenzlauer Berg tätig, 2002 hat er das Geschäft von seinen Eltern übernommen. Davor gehörte die Kneipe bereits den Großeltern – seit 1966 ist der Laden in Familienbesitz. Die Kneipe hat also Tradition und auch am Interieur hat sich seitdem nicht allzu viel verändert. Gelegen an einer großen Kreuzung, an der an allen vier Ecken eine Tramstation zu finden ist. Beste Lage also, das kann man nicht anders sagen. Seine Kneipe beschreibt Matthias als »Berliner Bierlokal« – genau so steht es draußen dran, genau so sieht für ihn eine Kneipe aus. Wenn Fußball läuft, so wie auch heute, werden die Spiele auf einer Leinwand übertragen. Die Kneipe ist voll, nicht jeder Tisch ist besetzt, aber gut besucht ist sie. Auf den Tischen steht Bier – Berliner Pilsener – genau so viele, wie Personen um ihn herum sitzen. In der Kneipe gibt es noch eine Tür mit dem Schild »Küche«, obwohl kein Essen mehr serviert wird, ein kleiner Spielautomat steht an der Wand, die B.Z. hängt an einem Garderobenhaken. Es wird vornehmlich Bier ausgeschenkt und Schnaps. Wer will, bekommt auch einen Kaffee mit Keks dazu. Morgens um zehn wird der Laden aufgemacht, sieben Tage die Woche. Die Wände sind tief ockergelb bis braun vom Rauch gefärbt. Hinter der Theke gibt es eine dunkelbraune Wandvertäfelung. Was wohl die Farbe der eigentlichen Wand mal war, interessiert uns. »Das war nämlich mal Gelb gewesen. ... Jetzt ist es Ocker.« Matthias gibt zu,

dass ein neuer Anstrich schon mal angebracht wäre, aber die Gäste haben ihm bisher immer davon abgeraten. »Die sagen dann, das muss so sein, das ist ne Party hier.«

An der Theke sitzen an diesem Abend nur Männer. Dahinter eine Frau. Matthias stellt absichtlich nur Frauen hinter den Tresen. »Das ist gewollt so. Ich steh auf Frauen (lacht), die Gäste überwiegend auch. Ich find das ganz angenehm, wenn ne Frau hinter'm Tresen steht.« Die Bedienung ist gefühlte 60, wirkt etwas abgehetzt und versprüht den berühmten Berliner Charme – pampig, Extrawürste gibt es hier nicht. Drei Radler auf unserem Deckel später wirkt sie freundlicher. Sie schmeißt den vollen Laden ganz allein – souverän, wie wir finden.

Nach der Wende fielen die Einnahmen ganz schön ab, ein richtiges Loch sei das gewesen, sagt Matthias. Das Publikum im ganzen Viertel hat sich in den letzten Jahren verändert. »Gentrifizierung ist da ja heute der Überbegriff. Es hat sich zum Positiven verändert. Das sind alles finanziell potente Leute hier. Was soll ich sagen, die haben auch noch nach dem 30. des Monats Geld, nicht so wie früher. So Leute wie ihr sind das.«

Matthias erinnert sich, dass bis vor sieben oder acht Jahren das Publikum eher alt war. Viele der Gäste hatten schon bei seinen Eltern am Tresen gesessen. Die sind dann allerdings innerhalb weniger Jahre weggestorben – und zum Glück kamen Jüngere nach. Der Wirt schätzt seine Kundschaft auf die eine Hälfte Stamm- und die andere Laufkundschaft, die Meisten von ihnen zwischen 20 und 40 Jahre alt. »Das Publikum hat sich völlig verändert. Ich habe auch mal mit anderen Wirten gesprochen, das is wie so ne Renaissance, die dann eingekehrt ist, warum auch immer, back to the roots, was, wo die Eltern rein gegangen sind.«

Um sich finanziell breiter aufzustellen, hat sich Matthias vor zwei Jahren ein paar hundert Meter die Straße hinauf ein zweites Standbein aufgebaut – eine alte Kneipe. Das Wirtsehepaar hatte aufgehört und er hat den Laden übernommen. Matthias hat einiges reingesteckt in das alte Ding. Viel musste komplett neu gemacht werden. Nur den alten Namen hat er behalten, den kennt man im Viertel. Dort lässt er nun arbeiten. Für seine eigene Zukunft wünscht er sich, dass eigentlich alles so bleibt, wie es ist. Er könnte sich aber auch vorstellen, das Leben zukünftig etwas entspannter angehen zu lassen: »Teilzeitarbeiter







» ... das is wie so ne Renaissance, die dann eingekehrt ist, warum auch immer, back to the roots, was, wo die Eltern rein gegangen sind.«

werden. Körbchenschieber bei Kaufland oder so.«

Auch für seine Kneipe und die Stadt Berlin, in der er groß geworden ist und immer gelebt hat, wünscht sich Matthias keine großen Veränderungen. Er findet, Berlin sei auf einem guten Weg. Wir fragen ihn, ob er die Zukunft also eher rosig sieht: »Na rosig vielleicht nicht, aber zumindest nicht negativ.«

In die eigene Zukunft blickt er dann aber doch nicht ganz so rosarot. Matthias hat vor allem davor Angst, »... dass das Rauchen abgeschafft wird in den Lokalen. Von nem wirtschaftlichen Standpunkt her wäre das für uns ne Katastrophe. Das wäre ne Zäsur. Gut, dann würd ich halt wieder anfangen mit nem bisschen Imbiss, was wir früher auch schon hatten. Man muss sich ja dann verändern. Das is ne unsichere Sache. ... Also wie gesagt, mir wäre es schon ganz lieb, wenn es so bleibt, wie es bisher ist. Also nicht, dass ich jetzt so Angst vor Veränderung hätte. (lacht)... Aber ja doch eigentlich schon, ne.«

Wir befinden uns jetzt mitten im Bergmannkiez

Jürgen, Angestellter, Mitte 30

»Kann man überhaupt noch planen heutzutage? Ziele setzen auf jeden Fall, aber gewisse Dinge zu planen ist schwer.« Die Kneipe im Bergmannkiez besteht seit über 130 Jahren. Zurzeit ist sie wieder einmal auf dem Höhepunkt von fließendem Bier und guten Einnahmen. Der handgebrannte Schnaps, den man hier um 1900 kippen konnte, wird den Gästen auch heute wieder serviert und extra aus Süddeutschland importiert.

Jürgen, mit dem wir uns unterhalten, ist nicht der Besitzer, sondern einer von sieben motivierten und unterhaltsamen Männern im Team. Seinen Namen können wir vom bestickten Teamshirt ablesen, das er trägt. Die Kneipe gehört seit 20 Jahren einem schwulen Ehepaar. Die beiden besitzen zudem ein Restaurant, Appartements und einen Souvenirladen. Oft schaut einer der beiden einmal am Tag kurz nach dem Rechten. Im Griff hat den Laden aber auch jeder einzelne Angestellte für sich allein. Das ist ein Muss. Entscheidungen treffen, schnell handeln, Gäste bei Laune halten, besänftigen und Streit schlichten gehören zur Tagesordnung. Jürgen macht den Job seit elf Jahren, sechs davon war er in einer anderen Bar ein paar



Straßen weiter tätig. Seit fünf Jahren steht er nun hier hinter der Theke. Er selbst bezeichnet sich auch als »Putzfee« der Kultkneipe. Die Wochenendschichten, bei denen es richtig zur Sache geht, übernehmen seine Kollegen, das sei nicht so sein Ding, sagt er. Ihm fehlt die Party nicht, er ist 36 und hat eine kleine Familie. Zwei abgebrochene Ausbildungen hat er hinter sich, mit Anfang 20 dann, als die Tochter geboren wurde, hat er Verantwortung übernommen. Mittlerweile nimmt er seinen Job als »Berufung« an. »Wenn du hier nicht mit Engagement bei bist, schaffst du das nicht.« Und so kommt er schon auch mal auf seine 200 Arbeitsstunden im Monat.

Warum ausschließlich Männer angestellt sind, darauf bekommen wir keine konkrete Antwort. »Frauen sind zickig, wir Männer können Tacheles reden.« Und die Harmonie muss stimmen. Sowieso geht es hier viel um das Gemeinschaftsgefühl, darum, sich wohl zu fühlen. »Ich mein, hier kommt alles rein: Männlein, Weiblein, alt, jung, schwul, lesbisch.« Bei Jürgens Erzählungen schwingt auf jeden Fall auch der Beschützerinstinkt mit, keiner soll provoziert werden und schon gar nicht wegen unangenehmer Atmosphäre nicht wieder kommen wollen.

Dafür sorgen er und seine Kollegen. Das Konzept kommt an, wir sitzen zwischen einem vielfältigen Publikum. Die Gäste wechseln sich in ganz natürlichem Rhythmus ab. Tagsüber, wenn der Laden um 13 Uhr die Tür öffnet, trifft man vor allem auf Stammgäste, später kommen junge Frauen zur Mädelsrunde zusammen und gegen frühen Abend ist die Kneipe ein Magnet für Touristen. Dass auch die Räumlichkeiten ihren Charme entfalten, dafür sorgt einer der beiden Inhaber selbst. Bordeauxrot gestrichene Wände, Flohmarktschätze, Überbleibsel aus vergangenen Tagen, antike Möbelstücke gepaart mit neuer Barkultur ergeben das Ambiente. Die Kneipe scheint auch nicht ganz so verqualmt, ein Luftabzug wurde installiert – was wir als sehr angenehm empfinden. All das ist für Jürgen zum jetzigen Zeitpunkt genau das, was er will und braucht. »Ich muss sagen, noch überwiegt der Spaßfaktor.«



Seine Vorstellung von der eigenen Zukunft sieht aber anders aus. Nicht länger als zehn Jahre möchte er noch in Berlin hinter dem Tresen stehen. Es soll raus gehen in die

»Ich muss sagen, noch überwiegt der Spaßfaktor.«

Natur, mit kleinem Häuschen für die Familie. »Ich will was Eigenes, was Kleines. Ich möchte mich mit keinem anderen Mieter mehr rumärgern.« Das ist der Traum, von dem er während des Gesprächs oft erzählt. Auf die Frage, was er sich wünsche, antwortet auch Jürgen mit »Im Lotto gewinnen!«. Darauf folgt der tief verankerte

»Zu einem Bier gehört ne Zigarette.«

Wunsch nach beständiger Gesundheit. »Und mehr unternehmen, als wir es jetzt die letzten 20 Jahre getan haben.« Das Paar plant für später – auch durch finanzielle Krisen verpasste Freizeitaktivitäten sollen nachgeholt werden. Der Alltag soll entspannter werden. »Ich will diesen Druck auch gar nicht mehr haben, ich will nach Hause kommen, entweder im Garten sitzen oder Füße hoch.« In dieser Vorstellung ist er etwa 46 Jahre alt. Welchen Job er dann ausüben möchte, das weiß er nicht. Stören tut ihn das jedoch nicht sonderlich.

»Erstens kommt es anders und zweitens als man denkt. Ich plane immer und schreibe auch immer gewisse Dinge auf, was ich zahle und was ich nicht zahle. Es klappt nie so, wie man es möchte.« So klingt es, wenn Jürgen über Ängste spricht, die bei ihm auf finanzielles Risiko hinauslaufen.

Seine Gedanken zur Zukunft Berlins drehen sich vor allem um das soziale Zusammenleben in der Stadt. »Ich finde dieses Miteinanderleben fällt ziemlich runter, die Leute sind egoistisch geworden, eigensinnig. Denen ist egal, was der Linke und der Rechte macht. Den Respekt voreinander gibt es nicht mehr. So was wie Entschuldigung, Bitte und Danke. Und so wird auch nebeneinander her gelebt. Früher war der Zusammenhalt viel besser.« Er empfindet diese Entwicklung als so extrem, dass er sie sich noch negativer gar nicht vorstellen kann. Kurz darauf räumt er ein, dass er sich Gedanken solcher Art eigentlich noch nie gemacht hat.

Der Fokus liege bei ihm bei seinen Problemen, das reiche ihm. »Letztendlich sind mir die anderen Leute auch egal. Wichtig ist doch erstmal nur mein Umfeld. Ich

selber. Meine Familie. Gesundheitsmäßig und und und.« Da schlucken wir zwei als Zukunftsforscherinnen erstmal. Und dann folgt doch noch ein uns milder stimmender Satz zum Thema Wünsche. »Natürlich wünsche ich mir auch, dass die Leute wieder respektvoller miteinander umgehen.« Wir setzen das Gespräch erleichtert fort.

Allgemein bedeutet der Begriff Zukunft für den Familienvater: »Gesundes Einkommen, keine Schulden und Gesundheit.« Der Ort, der für Jürgen am meisten Zukunft in Berlin ausstrahlt, ist die Warschauer Brücke. Dieses Gefühl überkommt ihn immer nachts, wenn ihn effektiv die Lichter der Stadt begeistern. Die Zukunft Berliner Bierlokale sieht er gemischt. Vor allem für die Läden, die die 75 qm Grenze überschreiten und somit einen extra Raucherbereich bereitstellen müssen. Er denkt, viele können sich das nicht leisten und kämpfen daher um ihr Überleben. Denn mit einem Rauchverbot bleiben die Gäste aus. Selbst Jürgen als Nichtraucher findet: »Zu einem Bier gehört ne Zigarette.«

Sein eigener Arbeitsplatz hat Glück gehabt: Glück, so ein beliebtes Personal zu haben, und Glück, vom Wandel im

**»Also nicht, dass ich jetzt so Angst vor Veränderung hätte. (lacht)...
Aber ja doch eigentlich schon, ne.«**

Kiez profitiert zu haben. Touristen steigern derzeit den Umsatz. Dass dieser Wandel auch negative Folgen hat, ist ihm bewusst. Von horrenden Mietpreissteigerungen ist die Kneipe bisher verschont geblieben. »Der Vermieter weiß eben, was er an uns hat.« Jürgen ist aber auch Realist, seine Erfahrungen haben ihn gelehrt: »Auch alles Gute hat irgendwann ein Ende. Wir haben jetzt dieses Gute und wir sollten es so lange mitnehmen, wie es da ist. Es wird nicht ewig so bleiben. Es wird nicht ewig brechend voll werden. Es gibt dann auch mal wieder ne andere Richtung.«

Unsere Eindrücke und Wahrnehmungen waren so vielfältig wie die Szene, aus der auch wir nur einen kleinen Ausschnitt betrachten konnten. Das Spannungsfeld reichte von einer deutlich zu spürenden Distanz, über

ganz klare Anzeichen aus Richtung der Theke à la »die Damen bleiben doch bestimmt noch etwas länger ...«, bis hin zu der Erkenntnis, dass die anfänglich empfundene Fremde sich doch schnell in Luft auflösen konnte. Den Eindruck, dass wir nicht zum üblichen Klientel gehörten, hatten aber auch wir oft genug. Oft war die Atmosphäre etwas ranzig, doch immer irgendwie familiär und freundlich. Auch wenn es drau-



ßen meist noch hell war, drinnen hatte man den Eindruck, es sei mindestens später Nachmittag, sowohl von der Beleuchtung, als auch von der Auswahl der Getränke her. Hippe Getränke, wie sie in den jungen Bars und Kneipen üblich sind, sucht man hier vergeblich – Bier, Schnaps, Kaffee fasst das Sortiment grundlegend zusammen. Als ganz klare Überraschung empfanden wir die Anzahl an Frauen hinter der Theke, die die Kneipen energisch im Griff haben. Auch dass eine der besuchten Kneipen von einem schwulen Ehepaar geführt wird, entsprach nicht unserem Bild einer typischen Altberliner Eckkneipe.

Jetzt, drei Monate, drei Kneipen und drei Interviews später, hat sich unser Blick verändert, die Muster haben sich konkretisiert und die Klischees haben sich teilweise auch bestätigt. Zentral bei allen Gesprächen war der eigene Kiez, die (Stamm-)Gäste und ihre Marotten, das Miteinander. Auch über Zigaretten und Bier wurde viel gesprochen und darüber, was sich in den letzten Jahren alles verändert habe. Bei allen drei Kneipen reduziert sich die Zahl der Stammgäste seit etwa sieben bis acht Jahren radikal. Die Strategien, dem zu begegnen, sind ganz unterschiedlich: Fußball-Übertragung, Mund-zu-Mund-Propaganda im hippen Nachbarbezirk, Entertainment hinter der Theke oder ein Fanshop mit Produkten, auch in Englisch übersetzt. Aber auch die Kapitulation vor der Veränderung, das Abwarten bis zur nahen Rente, niedrigere Preise und eine Ahnentafel der verstorbenen Stammgäste an

der Wand stellen einen Umgang mit der Zukunft dar. Auffallend war, dass Zukunft in Zeithorizonten gedacht wurde, die sich vorrangig an der Arbeitswelt orientierte – wie lange hat man noch bis zur Rente? Was möchte man nach dem Arbeitsleben machen? Welche beruflichen Alternativen zur Theke gibt es?

Der Umgang mit Zukunft war in allen drei Gesprächen sehr unterschiedlich und spiegelte sich im Raum wider – ob Kapitulation oder Anpassung an den touristischen Mainstream. In den Kneipen wird gelebt und gearbeitet, beides liegt hier nah beieinander, aber nicht als Form des sich beständig wandelnden Selbstverwirklichungsdrangs der jungen Hippen, sondern als gelebte Entschleunigung und als Form des »Dablebens«. Es herrscht Feierabendstimmung, egal zu welcher Uhrzeit. Auch wir kamen bei jedem Besuch runter vom Alltagsstress, nahmen uns die Zeit, den Tag Revue passieren zu lassen – bei einem Radler, einem Kaffee und einer Zigarette. Nach Rauch stinkend, aber entspannter als vorher, gingen wir nach Hause. Diese Gerüche wie aus einer anderen Welt hängen uns nach.

Referenzen

- ¹⁾ Clemens Füsers, Gudrun Olthoff (2011): »Berliner Jahrhundertkneipen. Lokale mit Geschichte und Geschichten«. Lehmann Verlag. Vom gleichen Autorenteam bereits 2009 erschienen: »Letzte Runde? Ein Spaziergang zu traditionellen Berliner Eckkneipen«, Wasmuth Verlag.
- ²⁾ Gunda Bartels (12.11.2011): »Berliner Jahrhundertkneipen. Hoch die Lokalpatrioten«, Artikel im Tagesspiegel.
<http://www.tagesspiegel.de/berlin/stadtleben/berliner-jahrhundertkneipen-hoch-die-lokalpatrioten/5830552.html>

MENSCHEN KOMMEN UND G E H E N

Ein Blick in Berlins Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft
auf der Rückbank Berliner Taxis

von Ina Krüger

»Eine schlechte Entwicklung wäre, wenn es keine Veränderung gäbe.«

25

Taxis gehören zum vertrauten Stadtbild. In der Hauptstadt sind heute rund 7.600 Taxis unterwegs¹ – eine überdurchschnittlich hohe Taxidichte im Vergleich zu anderen Städten². Tagein tagaus legt jedes Einzelne allein circa 150 Kilometer³ auf Berlins Straßen zurück, immer mittendrin im Stadtgeschehen. Besonders vielversprechend scheint es daher, diese Gruppe zur Entwicklung Berlins, ihrer eigenen Zukunft und die ihrer Branche zu befragen. Fünf Fahrer und eine Fahrerin stellten sich im Gespräch diesen Fragen und gaben sowohl einen Einblick in ein Berlin, das niemals ruht, als auch in eine traditionsreiche Branche, die mit der Konkurrenz innovativer Startups zu kämpfen hat, deren größte Last aber die Politik zu sein scheint. Es ist die Begegnung mit einer Gruppe von Menschen, die einem nicht fremd sind, im Alltag aber einfach oft vorüber ziehen.

VON DER SÄNFTE ZUM ELEKTROAUTO

Zunächst ein Blick zurück. Die Geschichte des Taxifahrerberufs ist vor allem eine über seine Fahrzeuge.⁴ Sie beginnt

im 17. Jahrhundert, allerdings mit einem noch ganz anderen Mobil, den Sänften. Diese wurden zur öffentlichen Nutzung 1617 erstmals in Paris eingesetzt und kamen 1668 mit Kurfürst Friedrich Wilhelm nach Berlin. Später wurde die Sänfte durch die Pferdekutsche ersetzt. Ende des 19. Jahrhunderts wurde dann das Taxameter eingeführt, das zum einen die Abrechnung der Fahrten erleichterte und aus dem sich zum anderen später die Abkürzung Taxi ableitete. Technik hielt aber nicht nur in Form des Taxameters Einzug, sondern veränderte auch die Wagen selbst und brachte die ersten Kraftdroschken hervor. Im 20. Jahrhundert durchlebte das Gewerbe verschiedenste Krisen. Im Ersten Weltkrieg fehlten Benzin, Öl und Gummi für den Betrieb der Droschken. Nach dem

Krieg stiegen einige Automobilfabriken mit eigenen Großbetrieben in die Branche ein, was dazu führte, dass es zu viele Taxis für zu wenige Kunden gab. Die Weltwirtschaftskrise 1929 führte zu zahlreichen Pleiten, und im Zweiten Weltkrieg kam das Taxigewerbe ganz zum Erliegen. Die Nachkriegszeit brachte dann einige Neuerungen. Im Gegensatz zu den Modellen aus den Vorkriegsjahren wurden nun konventionelle Serienlimousinen eingesetzt, üblicherweise in der Farbe Schwarz. Hitzeperioden ließen die Wagen extrem aufheizen und immer wieder an dieser Farbwahl zweifeln. Mitte der 70er Jahre wurde daher schließlich eine neue Lackierung vorgeschrieben – das heute bekannte Hellelfenbein. In den letzten Jahren haben sich zudem ganz bestimmte Serienmodelle in der Branche etabliert. Platzhirsch ist der Diesel von Mercedes. Immer populärer werden aber auch die Hybridmodelle von

Toyota.⁵ Dazwischen finden sich hie und da ein paar Exoten. In Amsterdam ist man bezüglich des Antriebs schon einen Schritt weiter. Zur Reduzierung von CO₂-Emissionen kommen am Flughafen Schiphol aktuell 167 Elektroautos der Marke Tesla zum Einsatz.⁶ Die könnten womöglich auch irgendwann in Berlin zu sehen sein. Dann vielleicht auch mal wieder in anderen Farben als Hellelfenbein.

PLAN B

Steigt man in ein Taxi ein, trifft man auf Ur-Berliner und Zugezogene, auf viele Männer und wenige Frauen, auf nervenstarke Tag- und mutige Nachtfahrer. Ungeachtet der individuellen Hintergründe war es für viele keine Berufung, sondern eher eine Übergangslösung, wenn die einst gelernten Berufe keine Perspektive (mehr) boten. »Was will man machen. Zuhause rumlungern ist nicht meine Art.« Eine Antwort auf die Frage, wie sie dazu gekommen sind, geht nicht allen leicht über die Lippen – weniger aus Scham als vielleicht mehr aus Reue und Wehmut, nicht an der einen oder anderen Stelle doch einen anderen Weg eingeschlagen zu haben bzw. nicht die Möglichkeit dazu gehabt zu haben. »Ich habe ein Diplom, in



Taxifahrer Olaf

Olaf ist in Berlin geboren, aufgewachsen und hat auch hier studiert. Als er sein Jurastudium abgeschlossen, zeigte sich, dass es auch in dieser Branche nicht selbstverständlich ist, einen gut bezahlten Job zu finden. Er war nicht wie er selber sagt »die Crème de la Crème«. Und wegziehen, um sein Glück woanders zu versuchen, kam für ihn auch nicht in Frage. Dann fuhr er Taxi – übergangsweise, dachte er. Mittlerweile sitzt er seit 12 Jahren »auf dem Bock«. Er verdient ordentlich, es macht Spaß und er hat viel Zeit zum Lesen. Anfangs hat er überlegt, etwas anderes zu machen. Schnell kam die Erkenntnis: »Es gibt nichts anderes.«



Taxifahrerin Sabine

Auch Sabine ist eine echte Berlinerin. 1961 wurde sie geboren – das Jahr, in dem die Mauer gebaut wurde und sich entschied, dass sie im Westen der geteilten Stadt aufwachsen würde. Ihr halbes Leben lang ist sie jetzt schon Taxifahrerin. Sie kann es selbst kaum glauben, dass schon 27 Jahre vergangen sind, seitdem sie sich das erste Mal hinter das Steuer eines Taxis setzte. Damals wollte sie die Welt bereisen. Mit ihrem Beruf als Erzieherin ließ sich dieser Wunsch nicht allzu gut vereinbaren. Taxi zu fahren bot ihr da mehr Flexibilität. Einige Monate im Jahr setzte sie sich jeden Tag in den Wagen, um dann für einige Wochen eine Auszeit zu nehmen und in die Ferne zu reisen.

dieser Branche aber nie wirklich gearbeitet. Nach der Uni habe ich durch Zufall einen anderen Job gekriegt, wo ich fünf Jahre beschäftigt war. In der Zeit habe ich eine Familie gegründet. Dann ist mein Chef leider Pleite gegangen und ich musste ganz schnell was anderes finden. Ich habe dann ein Jahr gesucht, nichts gefunden.« Auf sein Drängen bezahlte ihm dann das Arbeitsamt den Taxischein. Das war vor vier Jahren.

Es ist vor allem die Freiheit, die die Fahrer schätzen: »Niemand sitzt einem im Nacken.« Zumindest nicht der Chef. Wann und wo sie ihren Umsatz einfahren, bleibt jedem weitestgehend selbst überlassen. Und es gab Zeiten, da war der Job auch gut bezahlt. »Heute ist der Verdienst nicht mehr so, aber das ist ja in vielen Bereichen nicht anders.« Was einst Plan

B war, wurde für einige dann doch zur Erfüllung. So schwingt neben pragmatischen Beweggründen

auch immer ein bisschen Leidenschaft mit. Es ist der Austausch mit den Kunden und die Möglichkeit, bei jeder sich öffnenden Tür eine neue Geschichte zu hören, was den Beruf so besonders macht. Auch weil das Klientel so gemischt ist. Nicht mit allen kommen sie ins Gespräch. Denn die Kunden reden oft nicht mehr so viel wie einst. Aber ab und an eben doch und dann auch nicht selten auf Englisch. Die Taxifahrer hören angeregt zu und fragen interessiert nach. »Man baut auch Vorurteile gegenüber

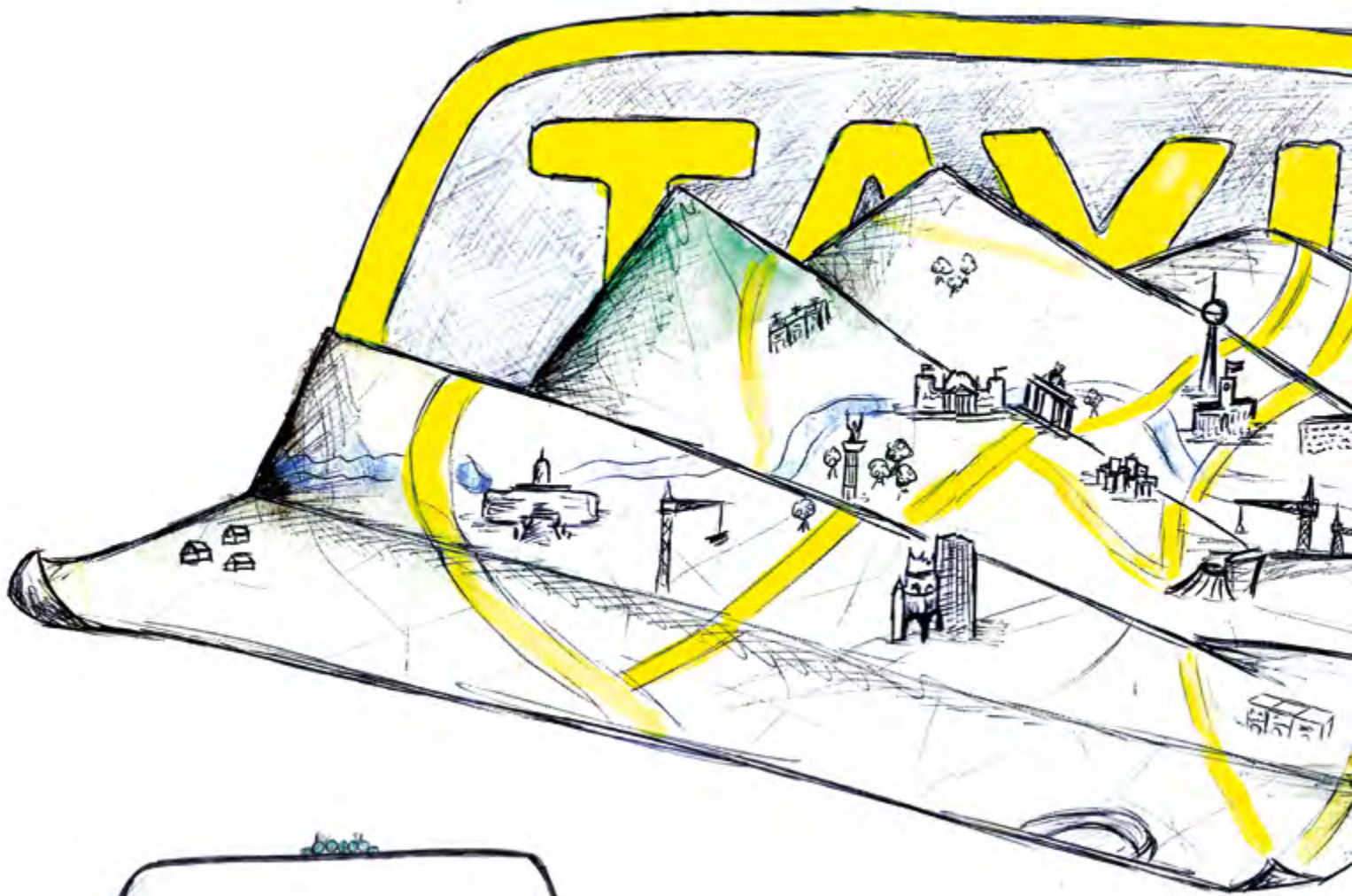
anderen ab.« Einige dokumentieren ihre Alltagserlebnisse auch in Büchern oder Internet-Blogs. Fast überrascht und skeptisch sind einige Fahrer dann, wenn sich jemand für ihre Geschichten interessiert. Für die meisten wird die Fahrt wohl erst wieder mit der Rente enden. »Ich mache es so lange, wie ich es schaffe. Etwas anderes werde ich nicht mehr machen.« »Das ist mein Problem. Ich bleibe stecken. Alles was ich anfangen, da bin ich so lange bis nichts mehr geht. Man gewöhnt sich halt dran. Ich meckere die ganze Zeit. Aber dann ist da die Macht der Gewohnheit.«

»Wer einmal auf dem Bock sitzt, kommt nicht mehr runter.«

Einmal Fahrer immer Fahrer, weiß ein anderer: »Wer einmal auf dem Bock sitzt, kommt nicht mehr runter.«

EINGEENGT IN EINEM REGULIERTEN MARKT

Schon in den Anfängen des Gewerbes Mitte des 18. Jahrhunderts wurden die ersten gesetzlichen Bestimmungen erlassen⁴ und

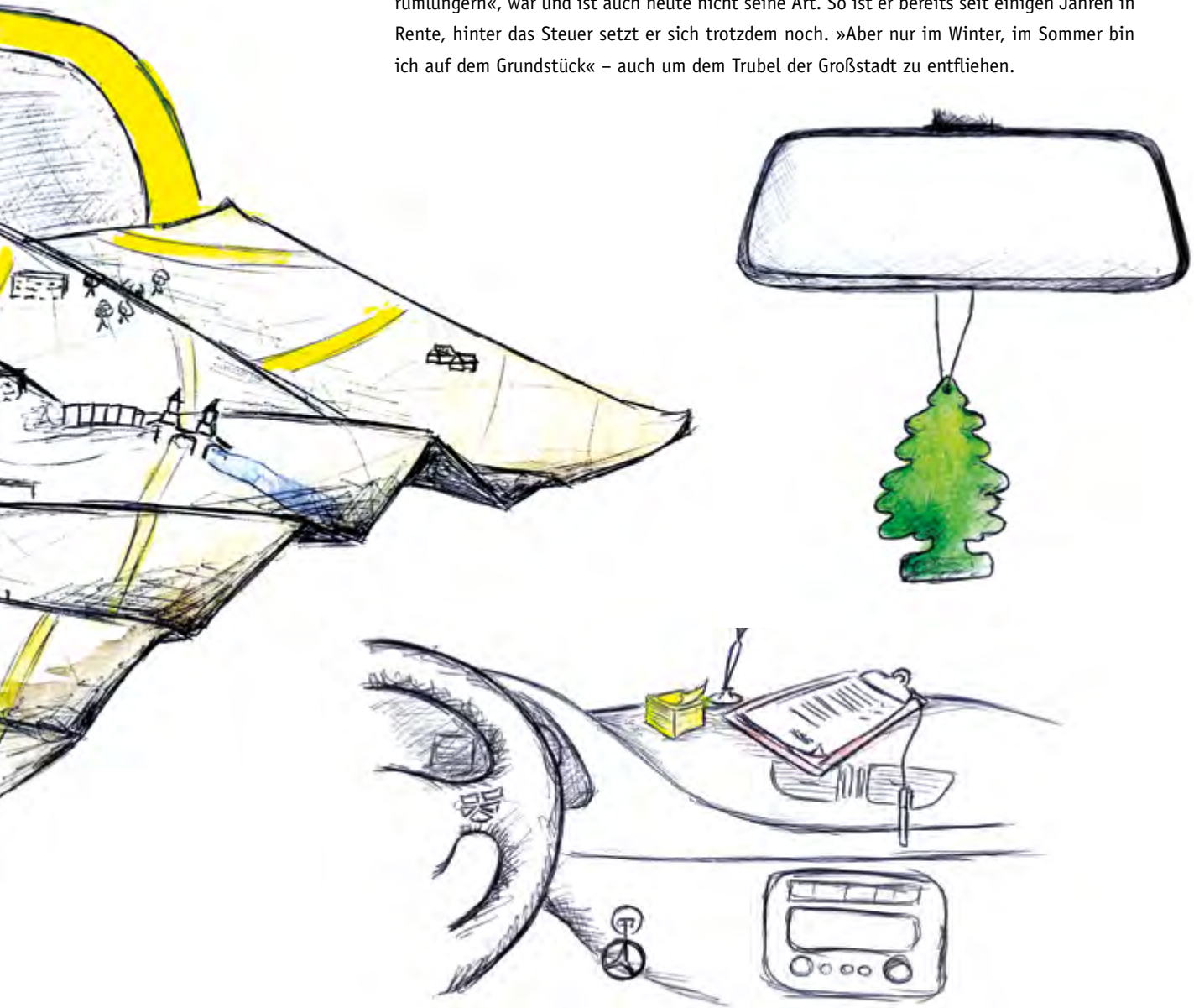


Taxifahrer Mehmet

Mehmet ist seit sechs Jahren Taxifahrer. Geboren ist er in der Türkei. Als er nach Berlin kam, fand er in keinem seiner zwei Ausbildungsberufe als Röntgentechniker und Maschinenschlosser einen Job. Eine Zeit lang arbeitete er deswegen in der Gastronomie. Dann war er lange Zeit arbeitslos, bis er sich nach mehrfachen Drängen eines Freundes dazu entschied, ins Taxigewerbe zu wechseln. Er fährt ausschließlich in der Nachtschicht. Tagsüber ist zu viel Verkehr, das ist ihm zu stressig, das überlässt er seinen Kollegen. Er fährt nachts lieber die Touristen durch die Stadt – solange wie er es schafft.

Taxifahrer Klaus

Klaus ist ein, wie er es nennt, »Ureinwohner«. 1982, arbeitslos, weil er als Schlosser und Schweißer keinen Job mehr fand, entschied er sich, Taxifahrer zu werden. Denn »Zuhause rumlungern«, war und ist auch heute nicht seine Art. So ist er bereits seit einigen Jahren in Rente, hinter das Steuer setzt er sich trotzdem noch. »Aber nur im Winter, im Sommer bin ich auf dem Grundstück« – auch um dem Trubel der Großstadt zu entfliehen.



Taxifahrer Peter

Wegen seiner Ausbildung kam Peter vor 35 Jahren nach Berlin. Wegen der Stadt und seiner heutigen Frau ist er bis jetzt geblieben. Er ist selbstständig und hat einige wenige Angestellte. Gerade das Thema Mindestlohn hat für ihn als Arbeitgeber derzeit hohe Relevanz. Er hat selber den Anspruch, gut zu bezahlen, aber unter den derzeitigen Gegebenheiten gestaltet sich das schwierig. Wenn von Seiten des Berliner Senats nicht bald neue Initiativen folgen, muss er sich wohl oder übel von einigen Mitarbeitern trennen. Denn er kann sich selbst ausbeuten – aber andere, das möchte er nicht.

auch heute ist die Branche durch die Politik stark reglementiert. Neuerungen entsprechen allerdings nur selten den Vorstellungen der Taxifahrer und stoßen daher immer wieder auf Protest. Die Bestimmungen sind zudem von Stadt zu Stadt unterschiedlich. Während einige Städte beispielsweise die Anzahl der Taxikonzessionen limitieren, vergibt Berlin so viele Konzessionen, wie nachgefragt werden. »Meiner Meinung nach haben sie zu viele Taxen zugelassen. Ein gewisser Kuchen ist ja bloß da und wenn immer mehr daran rumknabbern, bleibt weniger für alle. Also

können, wird das Taxameter so eingestellt, dass nach drei Minuten Stillstand die Pause angeht. So wird die Zeit dann runtergerechnet, sodass man dann fünf anstatt acht Stunden arbeitet und dann kommt man irgendwie in die Nähe von 8,50 €.« Dass es daher mehr Geld über Tarifierhöhungen geben muss, ist allgemeiner Konsens. Die Meinungen spalten sich allerdings darüber, wie und wie viel. Darüber streiten auch die vier hiesigen Taxiverbände und zögern so eine Entscheidung des Senats hinaus.¹ »Wenn es um die Zukunft geht – ich sehe nicht schwarz, aber es muss was passieren. Wenn es nicht von außen kommt, dann muss ich selbst was ändern. Und eine Option ist dann auch, Angestellte zu entlassen.« Eine neue Tarifordnung ist nur eine Frage der Zeit. Unklar ist im Moment

»Wandel gehört zu Berlin dazu. Jemand hat mal gesagt: Berlin ist verdammt dazu, zu werden, aber nie zu sein. Das ist das Schicksal von Berlin.«

30

ich würde heute kein Unternehmen mehr im Taxigewerbe gründen.« So lange Konzessionen beantragt werden, sieht der Berliner Senat einen Bedarf. Doch der Markt ist schon jetzt übersättigt. Und die Konkurrenz von Sixt, Drive Now, Uber und Co. übt zusätzlichen Druck auf die Branche aus.¹ »Die Gesamtsituation des Gewerbes wird oft nicht berücksichtigt.«

Auch dem 2015 neu eingeführten Mindestlohn begegnen viele mit Skepsis, denn unter den derzeitigen Gegebenheiten ist er für viele Unternehmer nicht zu bezahlen. Bisher verdienen Berliner Taxifahrer zwischen 6,00 € und 6,50 € pro Stunde. Für den Mindestlohn von 8,50 € müssten Fahrer rund 25,00 € pro Stunde einfahren. Die Realität ist eine andere. Derzeit ist es nämlich gerade einmal die Hälfte.¹ »Es wird getrickt, damit es irgendwie machbar wird. Damit sie es irgendwie zahlen

noch, wie die Kunden darauf reagieren würden, wenn Fahrten bis zu 30 Prozent mehr kosten würden.¹ Denn nicht alle sehen das finanzielle Gesamtpaket aus Fahrer Gehalt, Anfahrt, Wartezeit, Anschaffung und Verschleiß des Autos, Kraftstoff, Versicherungen u.v.m. – oder wollen es zumindest nicht bezahlen.

Ab April 2015 gilt dann eine weitere Verordnung des Senats, nach der Taxis, die nicht im Besitz eines funktionsfähigen Kartenlesegeräts sind, keine Fahrgäste mehr befördern dürfen. Damit soll der wachsenden Internationalität Berlins Rechnung getragen werden. Die bisherige Regelung sei einer Weltstadt wie Berlin nicht würdig.⁷ Wer in einer Weltmetropole leben und arbeiten will, müsse auch Opfer bringen. Und im Taxigewerbe bedeutet das anscheinend, die Freiheit aufzugeben, als Unternehmer noch eigene Entscheidungen treffen zu können. An anderer Stelle, nämlich am Flughafen Schönefeld, kommt das Streben nach dem Status einer zukunftsweisenden Weltstadt weniger zum Tragen. Seit 2013 dürfen Berliner Taxis zwar Kunden zum Flughafen Schönefeld bringen, aber keine Passagiere mehr mitnehmen. Dieses Recht ist ausschließlich den Taxis



Taxifahrer Matthias

Matthias ist seit 4 Jahren Taxifahrer. Kein besonders guter wie er selbst findet, aber es reicht um über die Runden zu kommen. »Ich habe ein Diplom, in dieser Branche aber nie wirklich gearbeitet. Nach der Uni habe ich durch Zufall einen anderen Job gekriegt, wo ich fünf Jahre beschäftigt war. In der Zeit habe ich eine Familie gegründet. Dann ist mein Chef leider Pleite gegangen und ich musste ganz schnell was anderes finden. Ich habe dann ein Jahr gesucht. Nichts gefunden.« Auf sein Drängen bezahlte ihm dann das Arbeitsamt den Taxischein. Das war vor vier Jahren. Als Taxifahrer genießt er viele Freiheiten, »verplempert« dadurch aber auch viel Zeit. »Ein Arschtritt« würde ihm manchmal helfen, gesteht er. »Die Macht der Gewohnheit« und die Pflicht für seine kleine Familie zu sorgen, halten ihn hinter dem Steuer. Ob er jemals wieder etwas anderes machen wird, er weiß es nicht.

aus dem brandenburgischen Landkreis Dahme-Spreewald (LDS) vorbehalten. Gleichzeitig dürfen die LDS-Steuer auf der Rücktour auch keine Fahrgäste in Berlin mitnehmen.⁸ Auf beiden Seiten fahren die Wagen jedes Mal leer zurück. Das ist oft weder wirtschaftlich noch umweltfreundlich, aber von der Politik so verfügt. Haarsträubend findet das auch die Monopolkommission, die daher der Bundesregierung im Jahresgutachten 2014 zu einer Öffnung der Märkte geraten hat.⁹

EINE STADT IN BEWEGUNG

Tagtäglich befinden sich Taxifahrer mitten im regen Treiben der Stadt, das immer wieder Überraschungen bietet. »Es fallen einem immer wieder Ecken auf, wo man denkt: Ach, hier gibt es jetzt so etwas. Es gibt Orte, wo immer am meisten passiert. Wenn man das mitkriegt, ist es meistens schon wieder vorbei. Momentan ist es immer noch Neukölln. Erst war es der Reuterkiez, jetzt zieht es sich mehr die Hermannstraße hoch. Aber wo es weiterzieht, weiß man nicht. Moabit, Wedding? Das ist das Spannende.« Genau das macht Berlin aus, das bekunden auch andere Fahrer. »In der Geschichte hat Berlin viele Epochen der Veränderung erlebt. Berlin passte sich stets an.

Viele Menschen kommen und gehen und prägen die Stadt mit.« Oft sind es auch die jungen Menschen, die vielen Studenten, deren Dynamik auf die Stadt abfährt und die die Stadt in Bewegung setzen. Das war auch früher schon so, weiß die Fahrerin und erinnert sich an eine wilde Jugend mit langen Nächten, wie sie auch heute in Berlin noch berühmt-berüchtigt sind. »Zu Mauerzeiten kamen viele junge Männer, die nicht zum Bund wollten, nach West-Berlin. Heute sind es wieder viele junge Menschen, gerade Spanier und Italiener, die nach Berlin kommen.« »Berlin ist immer ein bisschen im Wandel.« Das zeigen nicht zuletzt die vielen Baustellen, vor allem in Ost-Berlin. »Wandel gehört zu Berlin dazu. Jemand hat mal gesagt: Berlin ist verdammt dazu, zu werden, aber nie zu sein. Das ist das Schicksal von Berlin.« Der wohl größte Wandel vollzog sich zuletzt mit dem Mauerfall. »Die Stadt wurde normaler und internationaler.« Auch für die

Taxifahrer änderte sich einiges. Jahrzehntelang kannten sie alle Straßennamen Berlins auswendig – zumindest ihres Berlins. Denn nach dem Mauerfall zeigte sich, dass sie erst die Hälfte kannten.¹⁰ Heute hilft auch mal das Navigationsgerät, eine gute Ortskunde ist für echte Berliner Taxifahrer aber selbstverständlich. »Mich bewundern ja immer viele. ›Guck mal, die Straße kennt er, und die kennt er auch.« Probleme habe ich im Augenblick mit Frauennamen.

einigermaßen wohnen. Die Mieten waren nicht so teuer und das entwickelt sich jetzt alles anders, weil zu viele nach Berlin kommen und hier mitmischen in diesem großen Topf. Und das wirkt sich für die Ureinwohner ein bisschen negativ aus.« Zu diesen Ureinwohnern, den alteingesessenen Berlinern, zählt auch er. Seine Kollegin ist da hoffnungsvoller gestimmt. »Viele haben Angst, dass Berlin sich zu einer Metropole wie Paris oder New York entwickelt und die einfachen Leute verdrängt werden. Aber ich denke eigentlich nicht, dass das so kommt. Die Mieten sind zwar teurer geworden, definitiv, aber der Standard hat sich auch

»In der Geschichte hat Berlin viele Epochen der Veränderung erlebt. Berlin passte sich stets an. Viele Menschen kommen und gehen und prägen die Stadt mit.«

32

Weil es werden viele Straßen umbenannt. Oder bei längeren Straßen wird einfach ein Stück abgeschnitten und die kriegen dann Frauennamen. Das wurde irgendwann mal vernachlässigt und jetzt holt man das nach. Anna-Louisa-Karsch oder Gabriele-Tergit. Wer war denn das?« So sorgt die Geschlechterdebatte nicht nur in der Wirtschaft für Aufruhr, sondern bringt die Frauenquote auch auf die Straße.¹¹ Auch so vollzieht sich Wandel.

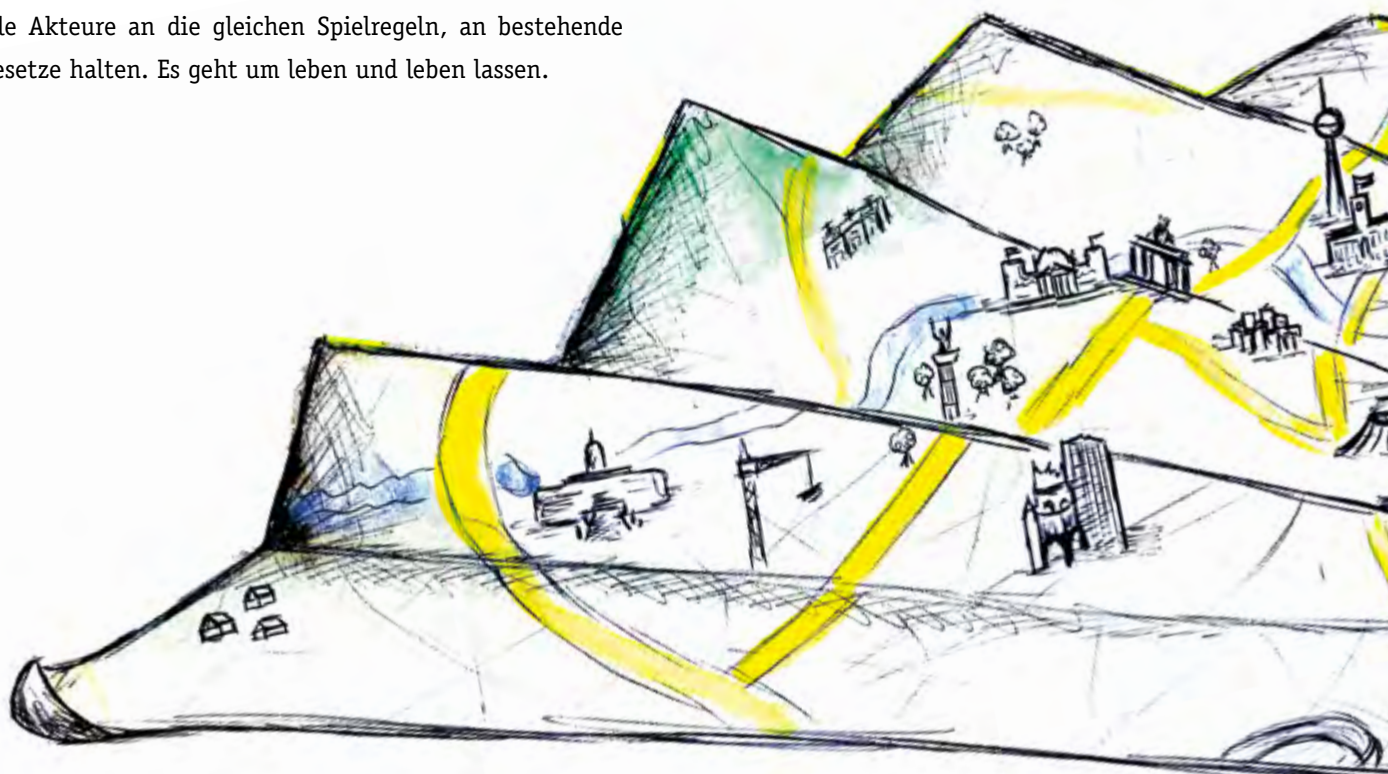
»Berlin hat sich positiv entwickelt. Die Stadt ist viel internationaler geworden. Viele Leute sind hierher gekommen. Der komische Muff ist raus, der früher hier normal war, in Ost wie auch West. Die Stadt wird moderner.« Doch zu welchem Preis? »Alles ist teurer – vom Brot bis zur Miete.« »Ich bin nicht so begeistert, wie sich die Stadt entwickelt. Das typisch Berlinerische geht verloren. Hier war es ruhig und zufrieden. Man konnte hier

erhöht. Wenn ich an meine erste Wohnung damals und die heute denke. Und andere deutsche Städte – wie München, Hamburg, Köln – sind immer noch bedeutend teurer.« So richtig beschweren könne sich keiner, dafür sei Berlin zu »schön« und biete noch zu viel Lebensqualität.

DER BLICK NACH VORNE

»Berlins Zukunft ist hell erleuchtet, die der Taxibranche düster. Es geht stetig bergab. Gäste bleiben aus. Es wird immer schwieriger. Es ist ein hart umkämpfter Markt, in den immer mehr Mitbewerber einsteigen.« Und in dem sich Machtverhältnisse verschieben. »Niemand weiß, was die Zukunft bringt.« Man wird sehen, was kommt. Es hat sich einiges geändert und es wird sich einiges ändern, das steht fest. Ob es irgendwann Fahrzeuge gibt, die ohne Fahrer auskommen und damit die Berufsgruppe aussterben lassen, können oder wollen sich die meisten heute noch nicht ausmalen. Dass es sich bei den Rufsäulen um eine aussterbende Vermittlungsart handelt, da ist man sich einig: »Das kommt aus der Mode.« Konkrete Zukunftsbilder fehlen vielleicht auch, weil derzeit so viel durch politische Entscheidungsträger reguliert wird. Die Handlungsfähigkeit

von einzelnen Taxifahrern bzw. -unternehmen in der Branche bleibt da weitestgehend beschränkt. Es gab Zeiten, in denen alles etwas besser war, aber danach sehnt sich niemand wirklich zurück. Auch Innovationen in der Branche stehen die Wenigsten feindselig gegenüber, solange sich alle Akteure an die gleichen Spielregeln, an bestehende Gesetze halten. Es geht um leben und leben lassen.



Referenzen

- ¹⁾ Berliner Morgenpost: Berliner Taxipreise sollen drastisch steigen - aus »Notwehr« (08.01.2015): <http://www.morgenpost.de/berlin/article136125065/Berliner-Taxipreise-sollen-drastisch-steigen-aus-Notwehr.html>
- ²⁾ Wirtschaftswoche: New Yorker Taxi-Lizenzen sind die weltbeste Geldanlage (01.09.2011): <http://www.wiwo.de/unternehmen/taxigewerbe-new-yorker-taxi-lizenzen-sind-die-weltbeste-geldanlage/5145710.html>
- ³⁾ Berliner Agentur für Elektromobilität: Umstieg auf E-Taxis in Berlin möglich? (14.07.2014): <http://www.emo-berlin.de/de/newsarchiv/news/umstieg-auf-e-taxis-in-berlin-moeglich/>
- ⁴⁾ Planet Wissen: Taxi - Chauffeur für alle Fälle (29.09.2014): http://www.planet-wissen.de/alltag_gesundheit/verkehr/taxi/
- ⁵⁾ Wirtschaftswoche: Toyotas Hybridautos jagen Mercedes Marktanteile ab (14.02.2014): <http://www.wiwo.de/unternehmen/auto/taxi-markt-toyotas-hybridautos-jagen-mercedes-marktanteile-ab/9484306.html>
- ⁶⁾ International Business Times UK: Tesla Taxis Now Run at Amsterdam Airport (23.10.2014): <http://www.ibtimes.co.uk/tesla-taxis-now-run-amsterdam-airport-1471515>
- ⁷⁾ Berliner Morgenpost: Berliner Taxifahrer müssen EC- und Kreditkarten akzeptieren (13.01.2015): <http://www.morgenpost.de/berlin/article136342903/Berliner-Taxifahrer-muessen-EC-und-Kreditkarten-akzeptieren.html>
- ⁸⁾ Tagesspiegel: Taxifahrer können auch harmonisch (03.01.2013): <http://www.tagesspiegel.de/berlin/flughafen-tegel-und-schoenefeld-taxifahrer-koennen-auch-harmonisch/7579438.html>
- ⁹⁾ Handelsblatt: Wettbewerbschützer empfehlen Freigabe der Taxi-Märkte (09.07.2014): <http://www.handelsblatt.com/unternehmen/handel-konsumguter/monopolkommission-wettbewerbschuetzer-empfehlen-freigabe-der-taxi-maerkte/10175772.html>
- ¹⁰⁾ Berliner Morgenpost: Was Taxifahrer einte und was sie trennte (31.10.2009): <http://www.morgenpost.de/berlin/25-jahre-mauerfall/article1199243/Was-Taxifahrer-einte-und-was-sie-trennte.html>
- ¹¹⁾ Die Welt: Farce um Frauenquote für Straßennamen in Berlin (24.04.2013): <http://www.welt.de/vermischtes/kurioses/article115541901/Farce-um-Frauenquote-fuer-Strassennamen-in-Berlin.html>

Ein Haus in Pankow

Interviews mit einer Hausgemeinschaft im Norden Berlins –
wo Vergangenheit die Zukunft trifft.

von Stefanie Ollenburg

»... die Sehnsucht der Menschen nach Kiezleben ist groß.«

35

Berlin, inzwischen eine Metropole, die täglich von tausenden Touristen besucht wird. »Berlin is a divided city. Not between East and West, of course, but between serious and fun«¹ heißt es in der New York Times. Doch für die über drei Millionen Einwohner, die in Berlin leben und arbeiten, ist es ihr Zuhause – unterteilt in zwölf Bezirke, die unterschiedlicher nicht sein könnten.² Im Norden liegt der Bezirk Pankow. Das frühere Dorf wurde 1920 zu Groß-Berlin eingemeindet. In dem grünen Außenbezirk bauten gut situierte Großstädter ihre Sommerresidenzen. Nach dem zweiten Weltkrieg, als Teil von Ost-Berlin, Hauptstadt der DDR, wurden einige der Villen zu Botschaften umfunktioniert.³ Pankow galt als gutbürgerlich, im Gegensatz zum angrenzenden Prenzlauer Berg. Dort blühte die Künstlerszene Ost-Berlins auf, die in heruntergekommenen Gründerzeit-Mietshäusern mit ihren großen, hellen und günstigen Wohnungen in Ruhe arbeiten konnten. Nach der Wende 1990 wurden viele der Häuser mit staatlichen Zuschüssen saniert. Gut verdienende Neu-Berliner

aus den alten Bundesländern, die z.B. in der Kreativwirtschaft arbeiteten, zog der Ruf des alten Künstler-Bezirks Prenzlauer Berg an. Die veränderte Einwohnerstruktur spiegelte sich in modischen Geschäften, exquisiten Cafés und den gestiegenen Wohnungsmieten wider. Der Prozess der Gentrifizierung hatte begonnen: ursprüngliche Mieter, vorwiegend Renter und einkommensschwächere Familien, wurden verdrängt. Einige zogen in die angrenzenden Bezirke Weißensee und Pankow.⁴ Ab 2001 wurde im Zuge der Gebietsreform der Prenzlauer Berg, Weißensee und das alte Pankow zusammengelegt und verwaltet. Offiziell gibt es heute nur noch den Bezirk Pankow, der mit 380.000 Menschen der einwohnerreichste der Hauptstadt ist.⁵ Das alte Pankow mit seinem gutbürgerlichen

»Dass man auch ältere Menschen auf der Straße sieht, ist mir am Anfang sehr stark aufgefallen.«

Flair existiert zwar immer noch, aber an der Grenze zum früheren Prenzlauer Berg hat auch hier die Gentrifizierung begonnen. In diesem Gebiet liegt das Haus in Pankow, ein Mehrfamilienhaus in der Nähe des U- und S-Bahnhofs Pankow. Die Bewohner haben sich bereit erklärt, ein bisschen vom Kiez, vom Zusammenleben im Haus und ihren Hoffnungen für die Zukunft zu erzählen.

Trotz günstiger Mieten, guter Verkehrsanbindung und der vielen Grünanlagen, wie Bürger- und Schlosspark, hat das an den Prenzlauer Berg grenzende Gebiet des alten Pankow ein Manko: es liegt in der An- und Abflugschneise des Flughafens Tegel. Der damit verbundene Fluglärm hielt bisher viele Menschen ab, dort hinzuziehen. Die Verabschiedung der Schließung des Flughafens Tegel in 2012 und die Nähe zum Prenzlauer Berg brachte diesen Teil von Pankow ins Gespräch und bald entdeckten besonders jüngere Familien mittleren Einkommens den Kiez für sich.

Einige dieser Menschen wohnen heute in dem Haus in Pankow, in dem die Interviews geführt wurden. Auch sie bemerken, dass sich etwas in ihrem Kiez tut. Eine Hausbewohnerin erzählt, wenn sie heute durch die nahe gelegene Florastraße laufe und nur zehn Jahre zurückdenke, beobachte sie eine Verjüngung der Bewohnerstruktur. Cafés und Geschäfte, die an den Prenzlauer Berg erinnern, haben eröffnet. In der Umgebung gibt es inzwischen private Schulen, die Kreativität und Mehrsprachigkeit fördern. Auch hört man immer mehr Englisch auf den Straßen, aber beim Bäcker

wird man mit einem »Wat darfn dit sein« begrüßt. In den umliegenden Straßenzügen findet man noch einige Eckkneipen und Geschäfte, die an vergangene Tage erinnern. Es ist eine skurrile Mischung von muffig bis modern, alles ist vorhanden: der Bier-Kiosk neben dem »Bagel & Coffee-Shop«, der Kiez-Bio-Laden neben dem Kiez-Discounter. Die Nachbarschaft ist durchmischt mit Arbeitern und Akademikern, Ur-Berlinern bis Zugezogenen aus In- und Ausland von alt bis jung. Langjährige Mieter des Hauses in Pankow spüren besonders die Veränderung im Kiez.

**»Kiez-Gefühl hatte ich mal, jetzt ist das Kiez-Gefühl weg, aber hier im Haus da fühl ich mich ganz wohl.«
(Hausbewohner, Anfang 60, in Pankow aufgewachsen)**

Das mehrstöckige Haus steht mitten in diesem Kiez. Es ist, wie viele der Häuser hier, Teil einer der früheren Wohnsiedlungen, erbaut um 1930. »Es hat eine solide Bausubstanz und der Bauhausstil verleiht dem Haus Charakter«, wie einer der Mieter, ein pensionierter Bauingenieur, versichert. Es hat keinen typischen Berliner Innenhof mit Hinterhaus, dafür aber einen Garten. Im Gegensatz zum bräunlich-dreckigen Anstrich des Nachbarhauses, präsentiert sich das Haus in einem gepflegten Beige. Die Fensterrahmen sind weiß, das Hoftor und die Haustür grau gestrichen. Links davon am Innenbogen befinden sich die Klingelknöpfe mit den Namen der Hausbewohner. Keiner der Namen klingt für deutsche Ohren ungewöhnlich oder ist ein Zungenbrecher. Dies verwundert in Pankow weniger, denn es ist einer der Bezirke in Berlin mit vergleichsweise geringem Ausländeranteil – zurzeit liegt dieser bei ca. 14%.⁶

Mit einem Klingeln, einer knappen Kommunikation über die Gegensprechanlage und einem Summen öffnet sich die Tür. Der Hauseingang ist eng. Unter den silbernen Briefkästen steht an den Rand gequetscht ein Kinderwagen. Mehr würde hier auch nicht hinpassen. Ein Hausbewohner äußert, dass dies auch nur in Ausnahmefällen in Anspruch genommen wird. Der Flur sei einfach zu klein, dafür habe





man aber die Hofzufahrt, da kommen die Kinderwagen unter. Die Zufahrt und einen kleinen betonierten Vorhof für Autos nutzt gelegentlich der Hausmeister oder Handwerker. Die drei Garagen auf dem Vorhof sind zu Schuppen umfunktioniert, denn wer ein Auto hat, findet noch genügend Parkplätze auf der Straße. Vorwiegend fahren viele der Mieter mit dem Fahrrad. Daher hat der Hausbesitzer einen Fahrradschuppen bauen lassen, damit die steigende Anzahl der Räder Platz hat. Dreiviertel des Hinterhofs ist ein Garten mit Rasen, Bäumen, Beeten und einem Buddelkasten für die Kinder. Der Garten wird während der Interviews oft erwähnt: Er steigere die Wohnqualität. Besonders die Eltern lassen ihre Kinder dort gerne spielen, denn es ist ein geschützter Ort im Gegensatz zur Straße.

Die Interviews wurden in den Wohnungen der Mieter geführt, deren Grundrisse alle gleich sind: die 80qm sind in drei Zimmer mit Bad, Küche und Balkon eingeteilt. Kennt man eine Wohnung, findet man sich schnell in der gegenüberliegenden zurecht, auch wenn alle Mieter ihre eigene jeweils nach persönlichen Notwendigkeiten und Vorlieben eingerichtet haben. Das Haus ist etwas hellhörig, »aber da weiß man, dass da immer jemand ist«, bemerkte eine Mieterin. Es wohnen mehr Mietparteien im

Haus als die sechs, mit denen Interviews geführt wurden, doch sie ergeben einen guten Querschnitt der Mieterstruktur. Darunter sind Ehepaare und Alleinstehende im Alter von Mitte 30 bis Mitte 70. 50% der Hausbewohner haben Kinder im Kindergarten- bis Grundschulalter. Sie leben in der traditionellen Familienstruktur oder sind alleinerziehend. Die Kinder der älteren Ehepaare sind bereits ausgezogen. Sie leben zu zweit und genießen ihre Pensionierung oder stehen kurz vor der Rente. Alle anderen sind berufstätig, entweder angestellt oder selbstständig. Vom Autor über den Ingenieur zum Jurist und PR-Berater bis zum Handwerker sind im Haus die unterschiedlichsten Berufsgruppen vertreten.

Im Haus wohnen einige Ur-Pankower. Ein Ehepaar hat sich sogar im Kiez kennen gelernt und ist auch nie aus Pankow weggezogen. Andere Mieter im Haus, die in Pankow aufgewachsen sind, zogen zunächst weg. Doch mit der Familiengründung und der Suche nach einer größeren Wohnung lockten die bezahlbaren Mieten des ihnen bekannten Stadtbezirks. »Mir hat der Prenzlauer Berg schon gut gefallen. Aber schon damals sind die Vermieter durchgeknallt und wollten für irgendwelche Bruchbuden 1.000 € haben«, erklärte einer der in Pankow Aufgewachsenen. Die anderen Bewohner des Hauses wuchsen entweder im früheren West-Berlin oder im restlichen Bundesgebiet auf. Das Studium oder eine neue Arbeitsstelle brachte sie nach Berlin. Inzwischen wohnen sie so lange in der Stadt, dass es ihre Heimat geworden ist.

Die Bewohnerstruktur im Haus ist nur ein winziger Ausschnitt der gesamten Bevölkerung Berlins und von Pankow. Auf den ersten Blick beherbergt es eine bunte Vielfalt von Menschen, doch nach genauerer Betrachtung und mehreren Interviews verschimmt dieser Anschein: fast alle haben eine akademische Ausbildung, oder ihre Kinder studieren. Obwohl viele Generationen im Haus leben, war keiner der Interviewten im Berufsausbildungsalter. Auch kulturelle Unterschiede sind hier weniger zu finden, wenn man von DDR- und BRD-Erziehung absieht. Vielleicht ist das der Grund dafür, dass sich im Haus eine Gemeinschaft aufgebaut hat, in der sich alle wohl fühlen. Einer der

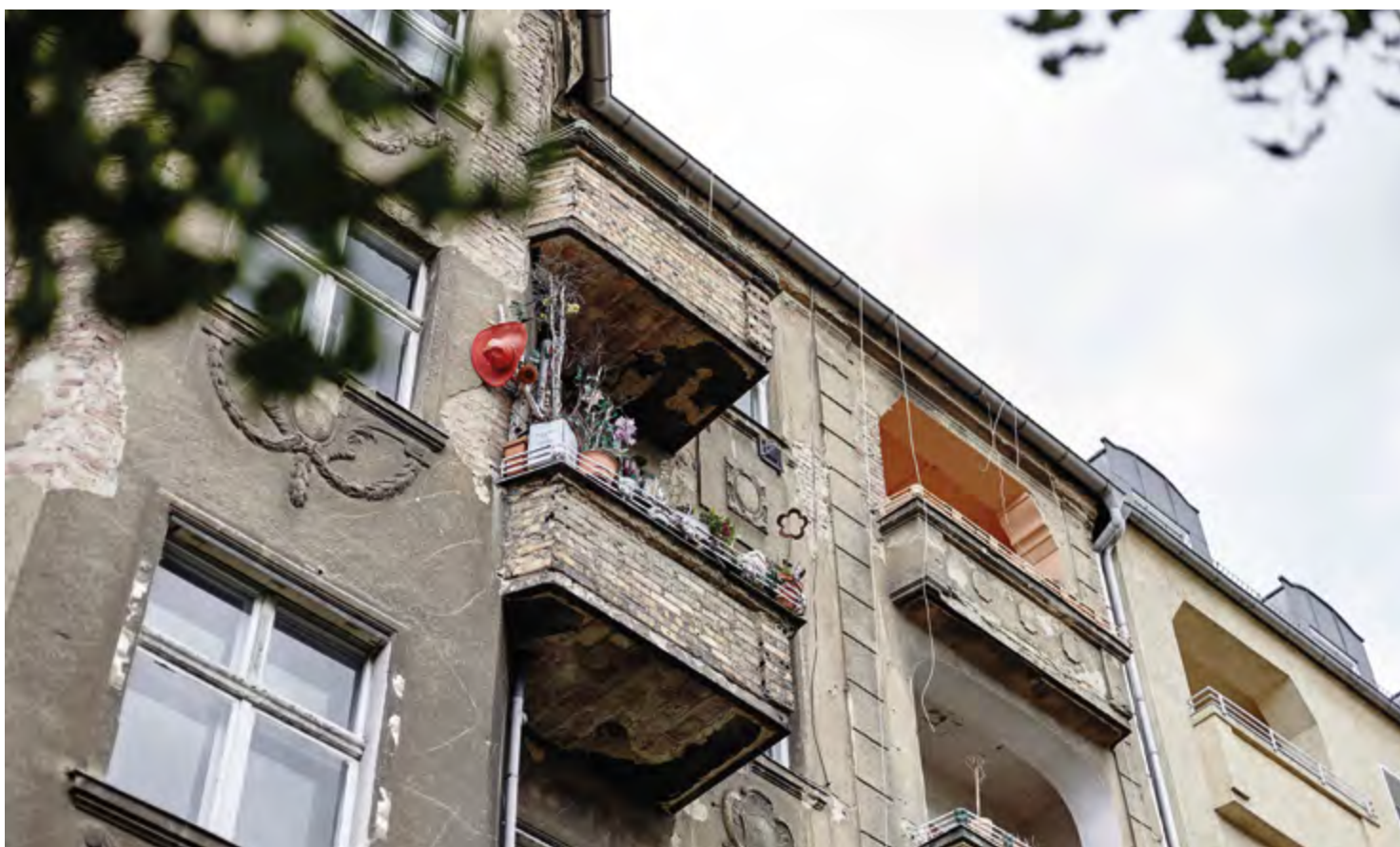
»Woanders kennt man zwar seine Nachbarn vom Sehen, aber mehr nicht.«

älteren Mieter berichtete vom Nachbarhaus. Er kennt dort ein paar Leute. Der kulturelle Unterschied scheint dort größer und es gibt wohl wenig Kontakt unter den Hausbewohnern. Ausdruck der Gemeinschaft im eigenen Haus ist, dass man sich bei der Begegnung auf dem Hausflur nicht nur grüßt, sondern gerne auch mal mit dem einen oder anderen einen Plausch hält. Sicherlich ist das nicht immer so gewesen und es gibt auch schon mal Auseinandersetzungen. »Man kann eben nicht immer mit jedem, aber es ist schon ein angenehmes Haus.«, betont ein langjähriger Mieter. Ein alleinerziehender Vater erzählt, dass durch die Kinder Freundschaften zwischen Nachbarn entstanden sind. Im Haus wird miteinander geredet und auch schon mal gefeiert, z.B. beim Haussommerfest. Wie eine Bewohnerin bemerkt, ist das nicht üblich in Berlin. »Woanders kennt man zwar seine Nachbarn vom Sehen – aber mehr nicht. Besonders im Prenzlauer Berg, dort gab es so einen Zusammenhalt unter Nachbarn nicht.«

»Wir kamen aus dem Prenzlauer Berg. Dass man auch ältere Menschen auf der Straße sieht, ist mir am Anfang sehr stark aufgefallen. Der Kiez hier ist so ganz bodenständig, ist auch alles vertreten.« (Hausbewohnerin, Anfang 40)

In den Gesprächen wurde der Prenzlauer Berg oft als Vergleich herangezogen, besonders von denen, die von dort in den Kiez gezogen sind. Wie das ältere Ehepaar, das nach dem Auszug der Kinder eine kleinere Wohnung suchte. Im

Haus fanden sie eine altersgerechte Wohnung, eine gute Infrastruktur und nette Nachbarn. Oder die beiden jungen Ehepaare, sie brauchten wegen des Familienzuwachs eine größere und bezahlbare Wohnung. Aber auch die alleinstehende Frau, die im Kiez eine Ruhe vor den Ansprüchen des In-Bezirks Prenzlauer Berg entdeckte. Die meisten wohnen seit Ende der 1990er oder Mitte der 2000er Jahre im Haus. Für die Jüngeren wirkt die Fluktuation relativ gering. Die Älteren empfinden, dass die Bewohnerstruktur früher stabiler gewesen sei. Es zögen immer mehr junge Leute in den Kiez: »Wenn wir hier nicht eingezogen wären, dann wäre hier eine junge Familie eingezogen mit einem oder keinem Kind und dann hätten sie bald gemerkt, dass die Wohnung doch zu klein ist.« Früher gab es im Haus Mieter, die über 30 Jahre hier gewohnt haben. Ein ältere Dame berichtet: »Wenn Sie hier ältere Leute sehen, die so Hand in Hand auf der Straße gehen, die wohnen schon jahrzehntelang hier.« Alle Bewohner im Haus spüren, dass sich im Kiez etwas tut und sich die Einwohnerstruktur verändert. Aber die Durchmischung geht noch recht langsam









voran. Beiläufig sagte einer der älteren Hausbewohner: »Die Alteingesessenen müssen erst mal wegsterben.« Für die jüngeren Familien war die heterogene Einwohnerstruktur im Kiez ein Grund nach Pankow zu ziehen: »Im Prenzlauer Berg ist das viel homogener«, sagt eine Mutter. Es ist ihr wichtig, dass ihre Kinder verstehen, »dass sie komfortabel leben, [sie sollen] Diversität kennenlernen, ein Verständnis für andere bekommen, Bescheidenheit lernen.« Ein Paar spricht von seinen Erfahrungen aus Friedrichshain-Kreuzberg. Dort vermissten sie, dass man auch mal die »Oma beim Bäcker trifft«. Doch der Trend zur jüngeren Bewohnerstruktur scheint zu wachsen, denn für Pankow wird prognostiziert, dass sich bis 2030 die Einwohnerzahl um 16,1% erhöht.⁷ Die Mieten könnten durch Modernisierung und die Fluktuation im Bezirk steigen. Wie ein älterer Mieter anmerkte: »Die niedrigen Mieten hat man

gibt, die alle im Haus schätzen: »Der Bäcker da, wo wir jetzt seit Jahren hingehen, die kennen uns trotzdem nicht. Es ist schon auffällig«, berichtet ein Paar. Einige Hausbewohner sprechen an, dass Einbrüche und Überfälle im Kiez ihrer Wahrnehmung nach zugenommen haben. Sie machen Jugendgangs dafür verantwortlich. Der Grund sei die Langeweile bei den Jugendlichen, deren Eltern viel arbeiten müssten. Früher, so sagten alteingesessene Pankower, hätte es Jugendclubs und das Freibad im Kiez gegeben, wo die Kinder und Jugendlichen gerne hingegangen seien. »Heute ist das alles verschandelt. Im Freibad gibt es sogar einen Wachdienst, damit es da keine Übergriffe gibt.«

Doch nicht alle sehen die Veränderung negativ. »Früher gab es hier nur eine Kaufhalle, jetzt sind hier mehr Einkaufsmöglichkeiten, moderne Häuser. Ist schon schöner geworden, freundlicher«, äußert ein in Pankow aufgewachsener Mieter. Ihm gefällt, dass die

Infrastruktur viel besser geworden ist. »Sie vereinfacht den Alltag. Nur Gaststätten und Cafés in der Umgebung, in die man gerne geht, gibt es zu wenig. Fast alle – ob älter oder jünger – gehen für Kultur und Geselligkeit in den Prenzlauer Berg oder nach Mitte. Pankow ist dann doch eher spießig«, wie ein Mieter, der in der Medienbranche tätig ist, meint.

Einige Entwicklungen in Berlin empfinden viele der Interviewten auch als negativ: Mehr Menschen kommen in die Stadt und es wird immer voller und hektischer. »Die Stadt platzt aus allen Nähten«, bemerkt einer der jüngeren

»Früher gab es hier nur eine Kaufhalle. Ist schon schöner geworden.«

ja nur, wenn man lange in einer Wohnung bleibt.«

Es hat sich schon jetzt viel verändert. Der im Haus wohnende Hausmeister kennt noch die Zeiten im Kiez, in denen man sich beim sonntäglichen Autowaschen traf und sich gegenseitig half. Heute ist das anders. »Früher traf man mehr Bekannte auf der Straße«. Auch die Jüngeren merken, dass es anonym geworden ist und es nicht mehr die Gemeinschaft im Kiez

»Zukunft? Das ist abstrakt.«

Mieter, und seine Frau führt aus: »Dieser Konkurrenzkampf wird immer größer. Es wird enger in den Bahnen und auf den Straßen, dadurch entsteht eine Aggressivität und eine noch stärkere Anonymität. Es ist eben nicht mehr so auf der Straße, dass man den Nachbarsjungen erkennt.« Der Autoverkehr hat zugenommen. Das sei anstrengend, sagen besonders die Eltern von jüngeren Kindern. Ein Bewohner betont, dass auch die Zunahme der Touristen im Prenzlauer Berg ein Grund für den Umzug nach Pankow gewesen sei. Hier im Kiez lebe es sich etwas ruhiger, besonders das Haus sei wie ein Ruhepol am Rande der Hektik. Wenn alles so bleibt, möchten die Bewohner hier bleiben. Doch viele der Gesprächspartner beobachten mit Argwohn den vermehrten Verkauf von Wohnraum an Investoren, die Zunahme von Ferienwohnungen und die steigenden Preise auf dem Immobilienmarkt in ganz Berlin. Noch ist Pankow davon nicht so sehr betroffen, aber die Entwicklung in der Florastraße könnte ein Vorbote davon sein. Sie sorgen sich, dass die Miete für die jetzige Wohnung steigt und sie sich in Zukunft diese nicht mehr leisten können. Auf der einen Seite sollen die Kosten nicht steigen und die Diversität im Kiez erhalten bleiben. Auf der anderen Seite wünschen sich die meisten Interviewten anspruchsvollere Geschäfte und Gaststätten, doch den Lebensstil des Prenzlauer Bergs wollen sie nicht. Das eine Gentrifizierung von Pankow näher rückt, und damit auch höhere Lebenshaltungskosten, schwingt in allen Gesprächen mit.

»Zukunft? Das ist abstrakt« (Hausbewohner, Ende 30)

Der Begriff »Zukunft« wird von jedem Bewohner individuell ausgelegt: Ein älterer Herr beschreibt ihn als »Restzeit«. Für einen Vater von 40 Jahren ist das Wort abstrakt. Er kann es nur auf das nächste Jahr beziehen, das reiche für seine Vorstellung. Für andere bedeutet es der Zeitraum in 10, 15 oder 20 Jahren. Für eine Bewohnerin, die Mitte 40 ist, hat der Klang

des Wortes »Zukunft« etwas Hoffnungsvolles, ist aber zugleich mit Sorgen und Ängsten behaftet. Nach ihren Zukunftsängsten in Bezug auf Berlin gefragt, spricht sie generelle Befürchtungen an. Sie fragt sich, wie sich das Leben und die Gesellschaft in der Zukunft verändern würden. Sie und ihr Mann sind belesen. Sie kennen Social Media-Portale aus ihrem beruflichen Umfeld, allerdings mehr vom Hörensagen. Daher werfen sie Fragen auf und stellen Aussagen in den Raum, bei denen Besorgnis und Ängste mit anklingen: Wie wird Kommunikation aussehen? Was bedeutet Bildung in der Zukunft? Wird alles noch technisierter und digitalisierter? Können wir uns noch mit unseren Kindern verständigen? Werden Computer die industrielle Produktion komplett übernehmen? Verlieren Menschen damit ihre handwerklichen Fähigkeiten? Werden wir Kriege um Wasser führen? Wird die Kluft zwischen Arm und Reich immer größer? Werden unsere Städte zugebaut und wenig Raum für Entfaltung bieten? Wird sich das Leben weiter beschleunigen?

Auf der anderen Seite sind die Ausführungen über mögliche Wünsche für die Zukunft greifbar und ergeben ein Bild der Hoffnung: Mehr Fahrradwege und weniger





Autoverkehr, mehr Spielplätze und Freundlichkeit gegenüber Kindern wünschen sich besonders die Eltern im Haus. Eine berufstätige Mutter erhofft sich, dass die Vereinbarung von Familie und Beruf mehr gefördert wird. Ein Paar hätte gerne einen großen Park in unmittelbarer Nähe. Doch auch Visionen für das Zusammenleben der Gesellschaft in der Zukunft werden angesprochen: Multikulturelle Gemeinschaften sollten weiter gefördert werden. Einer der Ur-Pankower bestätigt: »Multikulti find ich gut, bin da richtig für. Ich finde toll wie sich Berlin entwickelt hat. Früher war Berlin doch ganz schön provinziell.« Ein jüngerer Mieter meint, dass eine multikulturelle Gesellschaft erstrebenswert sei, aber es solle zukünftig klare Regeln geben, damit Migranten sich besser integrieren. Andere hoffen auf mehr Wertschätzung und weniger Ellenbogenmentalität in der Zukunft. Die Gesellschaftsordnung soll gerechter werden – mehr Chancengleichheit müsse von der Politik gefördert werden. Es besteht die Hoffnung, dass man in

der Zukunft mehr auf Umweltschutz und nachhaltige Produktion setzen wird. Doch dafür wären kleinere Gemeinschaften förderlicher, erklärt eine sich auf einen Bericht beziehende Mieterin enthusiastisch. Doch alle Interviewten schweiften schnell von konkreten Vorstellungen über ihre Zukunft ab und kehren zurück zu den Berichten der gegenwärtigen Situation. Die Lösungen für Probleme und ihre Hoffnungen sind allgemeingültige Bilder und entsprechen ihren gegenwärtigen Vorstellungen. Der Blick in die Zukunft fiel ihnen schwer und bestärkte die These des Zukunftsforschers Armin Grunwald, dass Zukunft nur als Teil der Gegenwart wahrgenommen werden kann.⁷

Einen Ort in Berlin zu benennen, der Zukunft repräsentiert, war eine der schwierigsten Überlegungen für die Interviewten. Genannt wurde Berlin-Mitte, mit der modernen Architektur am Potsdamer Platz und den unterschiedlichen Nationalitäten; das Tempelhofer Feld, weil es für demokratisches Verhalten, neue Wohnformen und gute Stadtentwicklung steht; das »House-of-One« am Europaplatz, wo drei Religionen unter einem Dach eine Gemeinschaft bilden und voneinander lernen; die »Markthalle 9« am Lausitzer Platz mit dem »Stadt Land Food Festival«, auf dem alternative Esskultur gefördert wird; der BER-Flughafen, »wenn er denn mal fertig wird«, lächelte der PR-Berater. Doch für ihn symbolisieren moderne Architektur

»Ich wünsche mir, dass jeder Mensch ein bisschen sozialer wird. Weniger Rücksichtslosigkeit im Umgang miteinander wäre schön.«

und das Ankommen und Abfliegen die sich ständig verändernde Zukunft.

Ob Berlin-Mitte, Kreuzberg, Tempelhof oder Schönefeld – sie alle liegen in sicherer Entfernung zum ruhigen Kiez in Pankow. Die angeführten Plätze, Gebäude und Ereignisse zeigen den Wertekanon der Hausgemeinschaft. Sie scheinen darin Lösungen für gegenwärtige Probleme zu sehen: Ob Überbevölkerung oder Religionskriege, die Hoffnung zur Transformation steckt in neuen Formen des Zusammenhalts und -lebens. Doch der Eindruck bleibt, dass die Fragen zur Zukunft und die damit verbundenen Veränderungen zum Teil als Bedrohung empfunden werden. Vor allem in Hinblick auf das, was »da draußen« gerade berichtet wird: von Kriegen, Arm-Reich-Schere, demografischem Wandel, Digitalisierung etc. Die Erzählungen über das Leben im Haus und in den eigenen vier Wänden wirken dagegen positiv und wie ein Schutzraum, in dem man Gemeinschaft üben kann.

Besonders in Großstädten suchen Menschen immer wieder Gemeinschaft und gründen daher Vereine, Clubs oder Stammtische. Zwar ist die Anonymität in einer Stadt wie

Berlin verlockend, doch ohne soziale Kontakte vereinsamen Menschen. Das Haus in Pankow und seine Gemeinschaft ist sicherlich keine Ausnahme. Mit seinem Garten bezeichnet es ein Mieter als »grüne Oase«: Es liegt mitten in einer hektischen und sich immer wieder neu erfindenden Stadt. Der Wunsch nach Gemeinschaft und einem besseren Miteinander, auch außerhalb des Hauses, klingt bei allen durch. Eine Vision einer gerechten Welt, in der jeder seine Individualität bewahrt und trotzdem ein Teil des Ganzen ist; in der genug für alle vorhanden ist und keiner auf den anderen herabschaut. Eine wünschenswerte Zukunft, die sie versuchen auf der Mikroebene zu verwirklichen. Denn im Grunde sind die Interviewten mit ihrem Leben im Haus, im Kiez und in Berlin zufrieden. Eine positive Zukunft ist, wenn »das Leben so gut bleibt, wie es bei uns jetzt ist.«

45

Referenzen

- ¹⁾ New York Times, (2015) In Berlin, History Squares Off Against Hip, a Personal Journeys Alessandra Stanley (20.01.2015): <http://nyti.ms/1JMTdQ9> (abgerufen am 18.02.2015)
- ²⁾ berlin.de (2015) Zahlen und Fakten: <http://www.berlin.de/berlin-im-ueberblick/zahlenfakten/index.de.html> (abgerufen am 26.02.2015)
- ³⁾ Bezirksamt Pankow (2015-a) Die Geschichte Pankows: <http://www.berlin.de/ba-pankow/ueber-den-bezirk/historisches/> (abgerufen am 26.02.2015)
- ⁴⁾ Bernt, Matthias; Holm, Andrej (2009) Is it, or is not? The conceptualisation of gentrification and displacement and its political implications in the case of Berlin, Prenzlauer Berg, City: analysis of urban trends, culture, theory, policy, action, 13:2-3, 312-324, DOI: 10.1080/13604810902982268
- ⁵⁾ Bezirksamt Pankow (2015-b) Über den Bezirk: <http://www.berlin.de/ba-pankow/ueber-den-bezirk/> (abgerufen am 26.02.2015)
- ⁶⁾ Bezirksamt Pankow (2015-c) Zahlen und Fakten über Pankow: <http://www.berlin.de/ba-pankow/ueber-den-bezirk/zahlen-und-fakten/> (abgerufen am 26.02.2015)
- ⁷⁾ Grunwald, Armin (2009) Wovon ist die Zukunftsforschung eine Wissenschaft? In: R. Popp, E. Schüll (Hrsg.), Zukunftsforschung und Zukunftsgestaltung, DOI 10.1007/978-3-540-78564-4_3, © Springer-Verlag Berlin Heidelberg 2009

Nicht alles, was glänzt, ist Gold

Die schwule Subkultur Berlins über sich selbst
und ihre Rolle in einer zukünftigen Gesellschaft

von Sebastian Stagl

»Dass die Stadt weiterhin ein Spielplatz bleibt, der einen Platz für jeden bietet.«

47

Den schwulen Männern in Berlin geht es so gut wie nie zuvor. Die Zahl der Männer, die offen zeigen, dass sie sich zu ihrem eigenen Geschlecht hingezogen fühlen, ist größer denn je. Man bekommt den Eindruck, als würden all die Jahre des Kampfes um Gleichberechtigung und Akzeptanz endlich Früchte tragen. Doch nicht alles, was glänzt, ist auch Gold. Trotz der vermeintlichen Akzeptanz sind die schwulen Männer in Berlin noch immer eine Minderheit, die mit Gewalt und sozialer Ausgrenzung im Alltag zu kämpfen hat. Der Weg in die Mitte der Gesellschaft scheint noch länger zu sein als erwartet.

Maximilian, 30 Jahre, ist vor anderthalb Jahren nach Berlin gekommen, um hier sein Studium fortzusetzen. Nachdem er vor zehn Jahren in dieser Stadt ein Praktikum absolvierte, stand für ihn fest, dass er irgendwann auch hier leben müsse. Grund dafür sind die schier unendlichen Möglichkeiten, seine Homosexualität auszuleben: »Alles darf, alles kann!« Aufgrund der Größe der Stadt und der hier

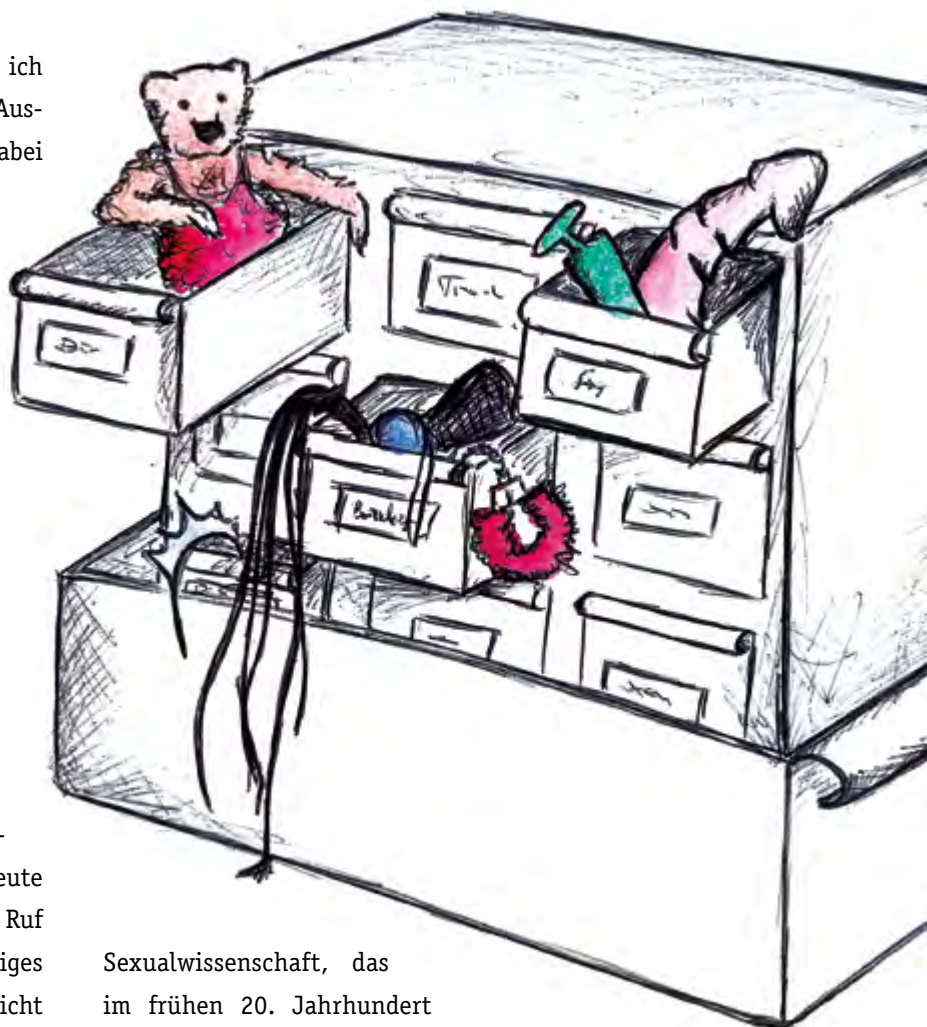
herrschenden Anonymität bietet Berlin Raum für jeden nur erdenklichen Fetisch. Er vermutet, dass hier alle Bedürfnisse, so außergewöhnlich sie auch sein mögen, befriedigt werden können.

Doch genau das ist auch das Problem. Die gesamte Szene scheint sich nur über das Sexuelle zu definieren. Je nach sexuellen Tendenzen bilden sich Gruppierungen innerhalb der Subkultur, die Ausgrenzung in der Szene ist enorm. Dabei geht es auch oft darum, ein von der Gesellschaft – oder der subkulturellen schwulen Gesellschaft – konstruiertes Schönheitsideal, sozusagen ein fremdbestimmtes Selbstbild, darzustellen: »Es kommt allein darauf an, jung und schön zu sein. Gutaussehende grenzen Schlechtaussehende aus, maskuline Machos schotten sich von effemineren

Männern ab. Erst hier in Berlin habe ich überhaupt Begriffe gelernt, die für Ausgrenzung stehen«, so Maximilian. Dabei spielt er auf die Vielzahl von Schubladen an, in die sich schwule Männer gegenseitig packen. Ist das ein Phänomen großer Städte, in denen die Schwulenszene eine bestimmte Größe erreicht hat?

Carlos, der aus Südamerika kommt und schon viele Städte dieser Welt sein Zuhause nennen durfte, würde diese Frage mit Nein beantworten. Er findet, dass »es selbst in New York City mehr Zusammenhalt gibt als in Berlin«. Genauso wie Maximilian hat auch Carlos die einzigartige Stimmung dieser Stadt angezogen. Seit sechs Jahren nennt der 34-Jährige Berlin nun sein Zuhause. »Damals wie heute genießt Berlin einen einzigartigen Ruf in der globalen Schwulenszene – billiges Wohnen, ausgelassenes Feiern. Das spricht sich schnell herum.«

Dieses »damals« liegt schon sehr lange zurück. Karl Heinrich Ulrichs, der weltweit erste schwule Aktivist, kämpfte schon Mitte des 19. Jahrhunderts gegen den Paragraph 175¹ und für die Gleichstellung von Männer liebenden Männern. Ab diesem Zeitpunkt entwickelte Berlin seinen ganz eigenen Umgang mit Schwulen. Der amerikanische Historiker Robert Beachy, der über die Entwicklung der sexuellen Identität in Deutschland forscht, untertitelt sein kürzlich erschienenen Buch »Gay Berlin« deshalb mit »Birthplace of a Modern Identity«. Um die Jahrhundertwende war es dann der tolerante Polizeichef Hüsselem, der trotz gesetzlicher Repression schwule Männer und ihre Kneipen tolerierte. Und dann waren da noch Dr. Magnus Hirschfeld und sein Institut für



Sexualwissenschaft, das im frühen 20. Jahrhundert eine weltweite Pionierrolle in Sachen sexueller Aufklärung einnahm. Die darauffolgenden glorreichen Zeiten der Weimarer Republik waren dann nur noch das Ergebnis einer natürlichen Entwicklung – Berlin wurde zu einem Anziehungspunkt für Schwule aus der ganzen Welt. Vor allem Intellektuelle aus dem damals pruden anglo-amerikanischen Raum, wie etwa Christopher Isherwood,² zog es in diese sagenumwobene Stadt, die vergleichsweise viel Freiheit und Toleranz zu bieten hatte.³ Wo wäre Berlin heute, wenn es all diese Pioniere nicht gegeben hätte? Diese Frage lässt sich nur schwer beantworten. Genauso wie die Frage, wo Berlin heute wäre, wenn dieser liberale Umgang mit Homosexualität in der »Nacht der langen Messer« in den 1930er Jahren, in welcher Ernst Röhm und seine Liebhaber ermordet wurden, und dem Brandanschlag auf Hirschfelds Institut für Sexualwissenschaft nicht mit einem Schlag um viele Schritte zurückgeworfen worden wäre. Klaus und Horst, beide Mitte 70 und schon seit 48 Jahren ein Paar, können dies vielleicht noch am ehesten beurteilen. Wenngleich sie natürlich auch dafür viel zu jung sind,



hatten sie zumindest noch die Möglichkeit, mit Zeitzeugen in Berührung zu kommen. Der Paragraph 175 ist für sie immer noch ein Synonym für die Unterdrückung schwuler Männer. So auch die allgemeine Situation in der ehemaligen DDR, auf die sie besorgt zurückblicken: »Das war das reinste Versteckspiel vor dem Gesetz und der Exekutive.« Doch nicht nur Klaus und Horst sind sich der Geschichte der Stadt bewusst: »Berlin hat aus seiner negativen Vergangenheit gelernt. Die Geschichte wird sich nicht wiederholen«, sagt Carlos überzeugt. Die wünschenswerte Situation in den 1920er Jahren lässt sich auch nur ex-post als solche wahrnehmen, weil es danach schlimmer wurde, doch gesetzlich war diese Zeit ebenso wenig begehrenswert. Mittlerweile sieht die Situation ganz anders aus, die gesellschaftliche Stimmung gegenüber schwulen Männern hat sich sehr zum Positiven gewandelt.

Viele der hier ansässigen Homosexuellen denken global, kennen die Metropolen dieser Welt und fühlen sich als Weltbürger. So auch Sven, 30 Jahre, der in Berlin geboren wurde und abgesehen von ein paar Jahren sein gesamtes Leben in dieser Stadt verbracht hat. Im Vergleich zu New York oder London empfindet er die Stadt immer noch als sehr provinziell. Dies unterscheidet ihn sehr stark von den anderen, die nur wegen der im globalen Vergleich einzigartigen Situation ihr Leben hierher verlagert haben. Nichtsdestotrotz verbindet auch er eine gewisse Einzigartigkeit mit Berlin. Diese Einzigartigkeit beschreiben alle – egal ob sie nun Klaus, Horst, Sven, Carlos oder Maximilian heißen – als einen »Spielplatz«, auf dem man sich austoben kann. Berlin scheint die perfekte Stadt zu sein, um sich zu finden und zu erfinden.

Doch wenn es darum geht, einen Ort zu benennen, der symbolisch für die schwule Subkultur Berlins steht, sind sie sich uneinig. Keiner kann die Frage so recht beantworten. Maximilian beschreibt dies folgendermaßen: »Früher wäre die Antwort wohl einfacher gewesen, heute ist das Ganze ein bisschen diffuser. Da sind zum einen die ganzen Clubs, die sich aber mittlerweile nicht mehr in einem Bezirk konzentrieren, sondern vielmehr über die ganze Stadt verteilen, und zum anderen die Vielzahl an

virtuellen Räumen, wie etwa Planet Romeo oder Grindr.« Michael, 54, der vor ein paar Jahren aus Hamburg nach Berlin zog und noch aus einer ganz anderen Generation stammt, sieht das anders: »Ganz klar, Motzstraße und Nollendorfplatz. Doch während sich meine Generation ganz bewusst dort konzentriert und sich abgeschottet hat, streben die Jungen heutzutage viel mehr nach sozialer Mischung und dem Verschwinden von Grenzen.« Nach dem Fall der Mauer konnten auch Klaus und Horst Schöneberg als »das Zentrum der schwulen Subkultur« kennen lernen. Interessant ist hier, dass trotz der unübersehbaren Generationenunterschiede damals wie heute die Orte, wo gefeiert wird, als Orte der Schwulenszene identifiziert werden. Erst die in den letzten Jahren entstandenen virtuellen Räume brechen diese Entwicklungen. Wohin die Reise in diesem Punkt geht, bleibt abzuwarten. Sicher ist jedoch, dass die zunehmende Nutzung von virtuellen Räumen Einfluss auf die Art der Kommunikation und das Kennenlernen haben wird. Vielleicht wird diese Entwicklung auch psychische Auswirkungen haben. Die Kunstaktion »Wanna Play? Liebe in Zeiten

»Alles darf, alles kann!«

von Grindr«, die zu heftigen Diskussionen innerhalb der schwulen Gemeinschaft führte, lieferte Mitte 2014 schon einmal einen Denkanstoß dazu, indem sie den unterschiedlichen Umgang mit intimen Daten im virtuellen und realen Raum auf die Probe stellte.⁴

Das Paradoxe ist, dass das Produkt eben jener Entwicklung in virtuelle Räume und der damit verbundenen immer größer werdenden Anonymität sowie all der scheinbar unendlichen Möglichkeiten eine

zunehmende Orientierungslosigkeit und ein Gefühl des Verlorenseins ist. »Es ist ein bisschen so als würde man sich mit Glassplittern in der Hand einen runter holen«, so Carlos. Viele sind von Lust und der Vielzahl an Möglichkeiten getrie-

der Komplexität unserer Gesellschaft längst nicht mehr gerecht. Das Problem ist allerdings die Pfadabhängigkeit, in der wir uns befinden.«

Geht es um die nähere Zukunft, wird sich diesbezüglich also wohl nicht viel ändern. Eine laufende Maschine mit ihren inhärenten Prozessen lässt sich nur schwer umprogrammieren. Noch immer bemühen

sich homosexuelle Männer um mehr Akzeptanz und Integration in der Gesellschaft. Um dies zu erreichen, scheint es einfacher zu sein, heteronormative

»Es ist ein bisschen so als würde man sich mit Glassplittern in der Hand einen runter holen.«

ben, zeitgleich aber auch von Einsamkeit geplagt. Oft bezeichnen sie sich auch als Opfer einer in die Zukunft gelagerten Kontingenz, die zu dem Gefühl führt, ständig etwas zu versäumen. »Doch es ist schon jetzt ein Wandel zurück zu traditionellen Werten zu erkennen«, meint Michael überzeugt. Für viele bedeutet Gleichstellung noch immer die Möglichkeit, den Bund der Ehe einzugehen. Maximilian sieht dies jedoch sehr kritisch: »Völlig absurd, wenn man sich mal überlegt, wie fragwürdig die Ehe eigentlich ist. Der ursprüngliche Gedanke ist ja, dass der Vater die Verantwortung über seine Tochter einem anderen Mann übergibt. Vielleicht sollte man sich mal Gedanken darüber machen, ob man solch ein archaisches Konzept nicht ersetzen sollte. Innerhalb eines neuen Systems muss natürlich gewährleistet werden, dass alle dieselben Möglichkeiten sowie Vor- bzw. Nachteile besitzen; seien es Adoptionsrecht, Erbrecht, steuerliche Vorteile usw.«

Carlos spricht sich ebenso für die Verwerfung der ehelichen Institution aus. »Es ist längst Zeit für eine gesellschaftliche Transformation in ein post-gender- und post-sexuality-Zeitalter fern von gender-binären Systemen. Dualismen wie männlich/weiblich, schwul/hetero werden

Strukturen zu übernehmen anstatt ein gesellschaftliche Neuordnung zu propagieren.

Doch können die schwulen Männer Berlins die Rolle der Trendsetter einnehmen? »Selbst wenn diese Stadt ein Zuhause für so viele Schwule ist, wäre es anmaßend zu sagen, dass Schwule in ihrer augenscheinlichen Rolle als Trendsetter maßgeblich für die Entwicklung Berlins und ihrer Gesellschaft verantwortlich sein können. Da ist die sexuelle Orientierung nur sekundär, entscheidender sind andere Charakteristiken«, ist sich Maximilian sicher. Natürlich wäre Berlin nicht das Berlin, das man kennt, wenn es keine schwulen Männer gäbe, die so viel zum Stadtbild beigetragen haben. Die Menge an schwulen Männern hier ist natürlich auch ein sich selbst verstärkender Mechanismus. Da so viele

hier sind, kommen auch immer mehr dazu. Das Problem ist

allerdings das fehlende Bewusstsein für gesamtgesellschaftliche oder zwischenmenschliche Ver-

pflichtungen, welches sich in

einer Art »Been-there-done-that-mes-

sed-around-Attitüde« manifestiert. Sobald sich die jungen Männer ausgelebt haben und etwas mehr Ruhe im Leben suchen, verlassen sie die Stadt. Aufgrund dieser Kurzfristigkeit zeigen sie auch kein Engagement, wenn es darum geht, ihre Energie in die Stadtentwicklung zu stecken und gestalterisch für die Zukunft der Stadt zu wirken. »Die Jungen meinen, sie hätten keine Zeit und fühlten sich oft überfordert von ernstern Themen und



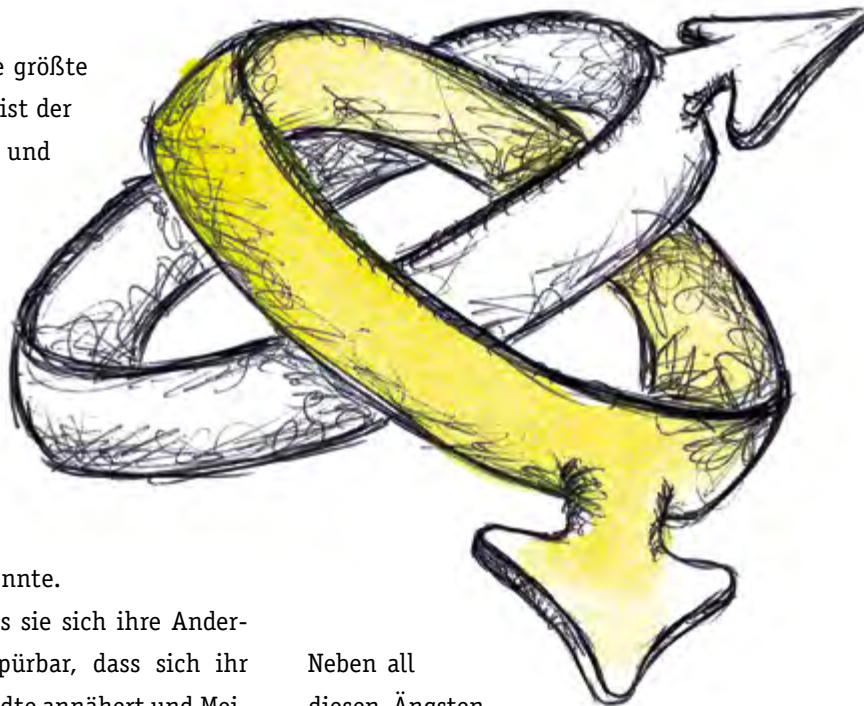
Situationen«, meint Michael. Seine größte Sorge für die Generation nach ihm ist der Mangel an progressiver Haltung und politischem Aktivismus.

Doch wie steht es nun um die Zukunft Berlins? »Man merkt auf jeden Fall, dass die Stadt zunehmend dem Trend der Kommerzialisierung ausgeliefert ist«, echauffiert sich Maximilian. Die Angst besteht, dass Berlin zu einer verwechselbaren Stadt werden könnte.

Obwohl die Hoffnung groß ist, dass sie sich ihre Andersartigkeit behält, ist eindeutig spürbar, dass sich ihr Erscheinungsbild an das anderer Städte annähert und Meinungen und Verhalten immer mehr von wirtschaftlichen Anliegen geleitet werden. »Die Stadt darf nicht – wie New York oder London – zu einer Blase werden. Sie ist aber gerade auf dem besten Weg dahin«, meint Carlos. In den Gesprächen fallen auch viele schon bekannte Begriffe wie Gentrifizierung und Mietpreiserhöhung – ironischerweise von genau den Menschen, die diese wahrscheinlich auch vorantreiben.

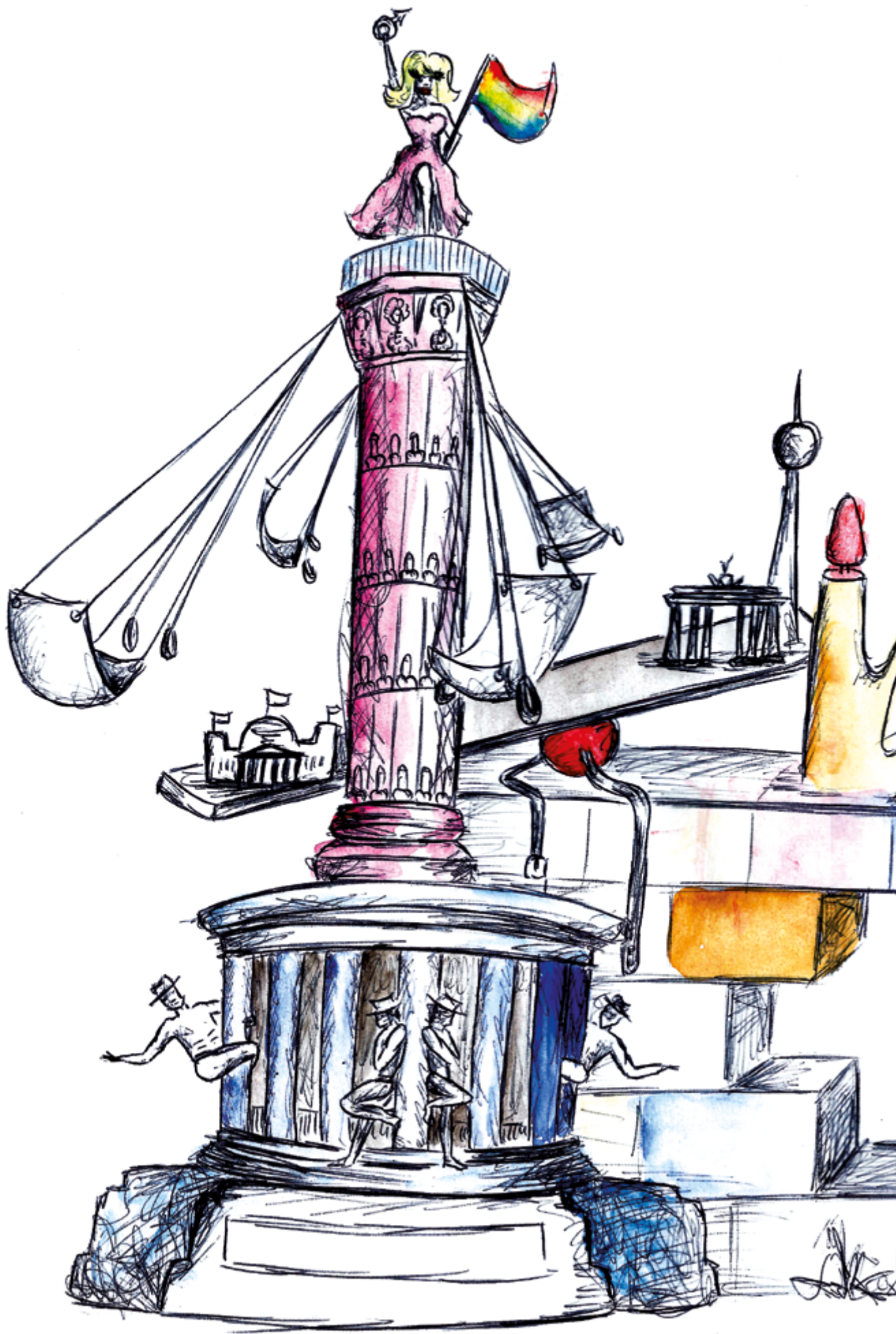
Die derzeitige Besorgnis über eine zunehmende Einsamkeit und Orientierungslosigkeit wird auch von der Mehrheit der Befragten in die Zukunft extrapoliert. Dies sei eventuell auch eine Erklärung dafür, dass viele junge Männer wieder Halt in traditionellen Werten, wie etwa Monogamie oder Ehe, suchen. Sven fürchtet außerdem, dass in Zukunft »purer Narzissmus, Oberflächlichkeiten und Belanglosigkeiten verstärkt im Vordergrund stehen werden und die schwulen Männer durch ihre Selbstbezogenheit andere Entwicklungen übersehen«.

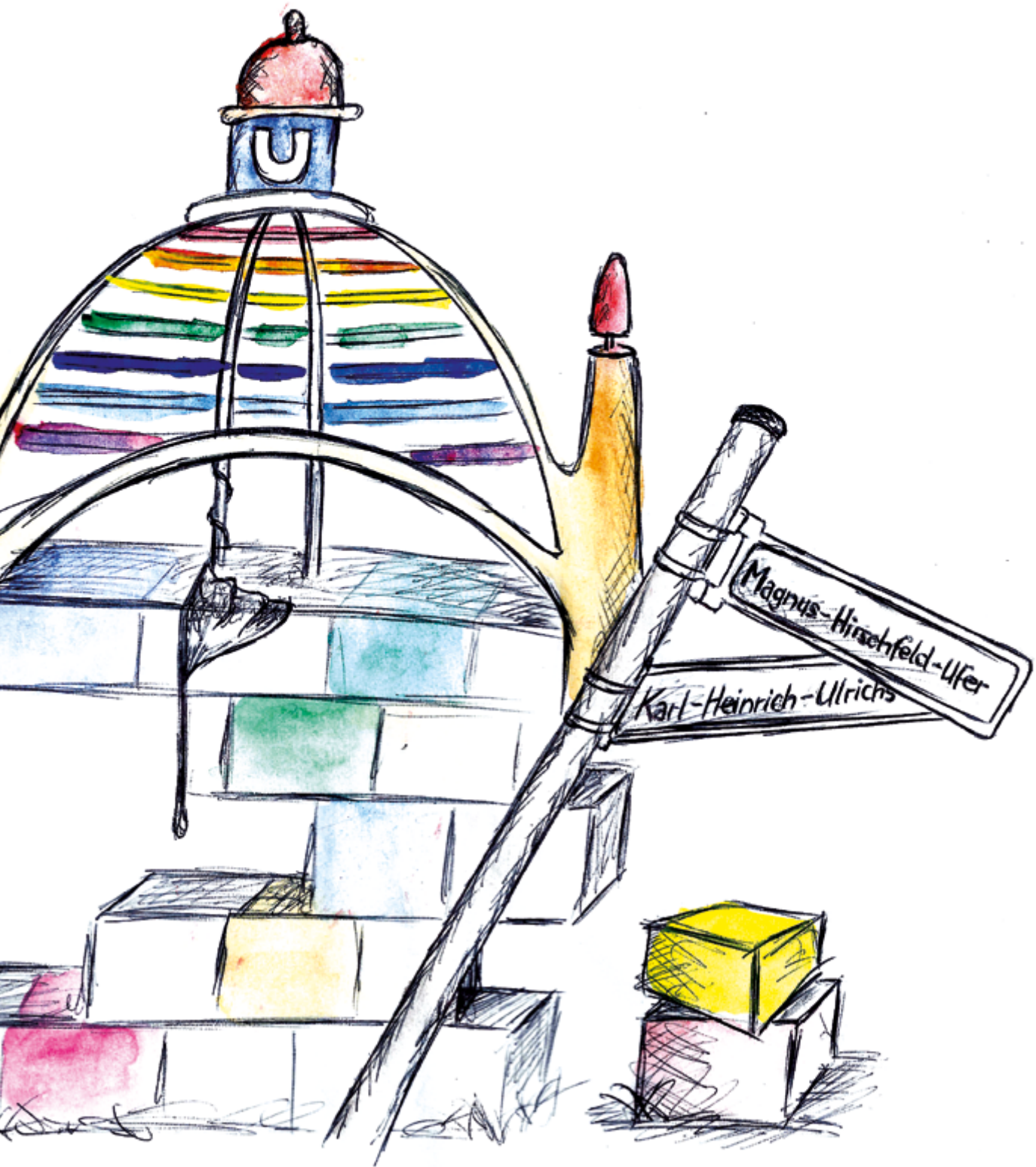
Wenngleich sich viele wünschen, dass Berlin noch mehr zu einer Stadt des vorurteilsfreien und friedlichen Zusammenlebens über alle Ethnizitäten, sexuellen Identitäten und sozialen Hintergründe hinweg wird, sind sie auch Realisten genug, um zu sehen, dass dies in näherer Zukunft nicht der Fall sein wird. »Meine größte Zukunftsangst ist, dass sozialer Frieden nicht gewährleistet sein wird und die sozialen Schichten immer noch separiert sein werden«, so Maximilian und Sven unisono, obwohl sie sich noch nie gesehen haben.



Neben all diesen Ängsten haben die Männer aber auch Hoffnungen. Sie hoffen, dass es in näherer Zukunft nicht mehr nötig sein wird, innerhalb einer von sexuellen Vorlieben geprägten Gruppe Halt zu finden, sondern dass die Gesellschaft als Ganzes Geborgenheit bietet und somit der Begriff »schwule Subkultur« obsolet wird. Durch Akzeptanz und Toleranz soll gewährleistet werden, dass es um das Individuum und Interessensgruppen geht und nicht die sexuelle Identität im Vordergrund steht. Diese von vielen geäußerte Aussage ist insofern interessant, als sich viele Schwule selbst über unterschiedliche sexuelle Präferenzen identifizieren und kategorisieren, dies aber anscheinend ablehnen, sobald es um gesamtgesellschaftliche Inklusion geht.

Berlin soll also noch mehr zu einem Ort für alle werden. Wo alle können und dürfen. Finanziell und ideologisch. Gemeinsam und vorurteilsbefreit. Dazu gehört auf jeden Fall eine verbindende Leitidee, an der alle teilhaben können. »Um ihr kreatives Potenzial zu behalten, muss die Stadt aber auf alle Fälle auch ein ständiges Provisorium bleiben«, meint der Ur-Berliner Sven.





»Um ihr kreatives Potenzial zu behalten,
muss die Stadt aber auf alle Fälle auch ein
ständiges Provisorium bleiben.«

54



Interessant ist, dass sich trotz der unterschiedlichen Wahrnehmungen zwischen Jung und Alt eine von allen geteilte dystopische Zukunftsvorstellung breit macht. Doch diese scheint nur in solch einem Maße dystopisch zu sein, als sich eine wünschenswerte Gesellschaft nicht schnell genug formt. Denn im Großen und Ganzen fühlen sich alle Befragten wohl hier in Berlin. Die meisten sind auch davon überzeugt, dass sie sich im Jahr 2030 – sollten sie dann noch hier wohnen – immer noch wohl fühlen werden. Man kann also sehen, dass die Entwicklung tendenziell als eine positive beschrieben wird. »Es wird oft übersehen, wie weit die schwulen Männer schon in der Mitte der Gesellschaft angekommen sind«, meint Maximilian.

Doch auch wenn schon viel erreicht wurde, muss noch viel mehr erreicht werden. Vieles hängt für die Schwulen an der Partykultur. »Religion war einmal das Opium fürs Volk. Mittlerweile gibt es viele verschiedene Opiate. In Berlin ist es immer noch die Party«, sagt Michael während er in die Ferne blickt.

Solange Berlin ein Provisorium mit einer ausgelassenen Partykultur ist und Wohnungen weiterhin halbwegs bezahlbar sind, wird die Stadt wohl ein Magnet für Schwule aus anderen Teilen Deutschlands und der Welt bleiben.

Referenzen

- ¹⁾ Der § 175 des deutschen Strafgesetzbuches existierte vom 1. Januar 1872 bis zum 11. Juni 1994 (in der DDR wurde er 1988 ersatzlos gestrichen). Er stellte sexuelle Handlungen zwischen Personen männlichen Geschlechts unter Strafe. Insgesamt wurden etwa 140.000 Männer nach den verschiedenen Fassungen des § 175 verurteilt.
- ²⁾ Christopher Isherwood, ein anglo-amerikanischer Schriftsteller, lebte von 1929 bis 1933 in Berlin. Der Grund für seinen Umzug nach Berlin waren die vielen Männer und die vergleichsweise liberale Umgebung. Zu seinen bekanntesten Werken zählen unter anderem »Mr. Norris Changes Train« und »Goodbye to Berlin«, für die er in Berlin Inspiration fand. (Quelle: Isherwood, C. (1976): Christopher and His Kind &
- ³⁾ Beachy, R. (2014): Gay Berlin – Birthplace of a Modern Identity. Alfred A. Knopf, New York
- ⁴⁾ In diesem vom »Hebbel am Ufer« ins Leben gerufenen Projekt machte der Künstler Dries Verhoeven seinen Chatverlauf mit potenziellen Sexualpartnern, die er über die App Grindr anschrieb, für die Öffentlichkeit zugänglich. Für den Ort des Dates bestellte der Künstler seine Interessenten an jenen Ort, wo die Projektion stattfand. Erst da entdeckten diese, dass sowohl ihre Profile als auch das Gespräch für jeden, der vorbei lief, sichtbar waren.

Weiterführende Links:

Schwules Museum: <http://www.schwulesmuseum.de>

Gay Berlin – How the Germans Invented Gay Rights More Than a Century Ago: <http://www.newyorker.com/magazine/2015/04/6/berlin-story>

Wanna Play? Liebe in Zeiten von Grindr: <http://www.hebbel-am-ufer.de/programm/spielplan/verhoeven-wanna-play/>

<http://www.driesverhoeven.com/en/project/wanna-play>

<http://www.sueddeutsche.de/digital/dating-app-grindr-umstrittene-dating-kunstaktion-wird-vorzeitig-beendet-1.2160743>

<http://www.tagesspiegel.de/kultur/theaterprojekt-zur-sexdating-app-grindr-wie-das-hau-projekt-wanna-play-schiefiging/10825894.html>

ÜberLeben in Berlin

Zukünfte am Rand der Gesellschaft

von Nele Fischer

»Wenn die Stadt sich so weiterentwickelt, wie jetzt, geht's den Bach runter.«

57

»In absehbarer Zeit wird Berlin die Armen korrekt an den Rand drängen. Da sind die schon fleißig dabei.« Dieter zerdrückt eine Kartoffel, während er das sagt. Ich treffe den Mittfünfziger im Kaffee Bankrott, er sitzt im Neonlicht und isst zu Mittag. Er erzählt mir vom Leben am Rand. Seine Geschichten sind die ersten von vielen, die ich hier im Café höre. Dieter hat lange auf dem Bau gearbeitet, dann gaben die Knochen auf. Seitdem bekommt er eine Frührente, die zum Leben kaum ausreicht und die er seit 1997 mit dem Verkauf des Straßenmagazins »Straßenfegers« aufstockt. Vom Rand aus beobachtet Dieter die Gesellschaft im Allgemeinen und Berlin im Besonderen. 1987 zog er aus dem Westen her, »damals war die Stadt noch lebenswert«. Mit dem Bankenskandal um Rüdiger Landowski 2001 hätte der Sparwahn begonnen, seitdem ginge es bergab: »Auf der einen Seite sparen und auf der anderen den Reichen die Steuern schenken.« Das könne nichts werden. Ein Seufzer verschwindet im dunklen Bart, für einen kurzen Moment wirkt Dieter erschöpft. Dann

kehrt das Funkeln in seine Augen zurück. Etwas Zukunftsoptimismus scheint ihm noch geblieben zu sein. Oder zumindest etwas Hoffnung.

Um uns herum ist gerade nicht viel Betrieb. An den Tischen sitzen Einzelpersonen, manchmal kleine Gruppen. Draußen im Gewerbegebiet an der Storkower Straße klirrt ein feuchtkalter Wintertag, das lässt das Café mit den hohen, kahlen Wänden etwas freundlicher wirken. Der mob e.V. hat hier einen Treffpunkt für jene geschaffen, die den »Straßenfeger« verkaufen, für alle, die sich aufwärmen wollen oder für ein paar Euro ein Essen suchen. Es ist meine Anlaufstelle, um mit den Menschen zu sprechen, die Dieter meint, wenn er von den »Armen« spricht. Etwas zaghaft

»Ich dachte, das ist kein Job, Flaschensammeln.«

gehe ich von Tisch zu Tisch, ab und zu gesellt sich noch jemand zu einem laufenden Gespräch, geht wieder, macht jemand einen Einwurf, lauscht, taucht wieder ab in die eigene Welt. Wir treffen uns an einer sensiblen Oberfläche, unter der fast schon greifbar die Geschichten all dieser Menschen liegen, doch zu intim, um sich in diesem flüchtigen Moment fassen zu lassen. Hier sind Wohnungs- und Obdachlose, Alte und Junge, mit oder ohne Arbeit auf staatliche Unterstützung Angewiesene, (Früh)Rentnerinnen, Verschuldete, Flaschensammler, Arbeitsmigrantinnen, Wendeverlierer, Männer, Frauen, auch Kinder, Einzelpersonen und Familien aus den verschiedensten Ecken der Republik und der Welt.

Was all diese Menschen verbindet, ist ihre aktuelle finanzielle Situation. Sie sind, so raunt mir ein Mittzwanziger am Tresen zu, »etwas knapp bei Kasse«. Bei aller Unterschiedlichkeit ähneln sich die Erzählungen oder vielmehr ist diese Lebenssituation so zentral, dass die Personen dahinter zu verschwinden scheinen. Auf 869 € im Einpersonenhaushalt setzt der Paritätische Wohlfahrtsverband die »Armutsgefährdungsschwelle«.¹ Eine Schwelle, die immer mehr Menschen unterschreiten. Die Armutsquote lag 2012, so der Verband, im Bundesdurchschnitt bei einem Rekordhoch von 15,2 – in Bayern bei 11,2 %, in der »Armutregion« Berlin bei 21,2 %.² Mein Versuch, offizielle Statistiken und Zahlen zu finden, erweist sich als kompliziert. Außerhalb der peniblen Angaben, die Sozialleistungsbeziehende bei diversen Ämtern machen müssen, scheinen konkrete Zahlen den Rand der Gesellschaft zu meiden. Am

nächsten kommt der vierte »Armut- und Reichtumsbericht« der Bundesregierung³, der – verspätet – im März 2013 erschien und seither von diversen Nicht-Regierungsorganisationen wegen Beschönigungen kritisiert wird. Auch weil er aus ambivalenten Daten eine Tendenz zur Armutsverringerung interpretiert und klare Aussagen zur Armutsgefährdung schuldig bleibt.⁴

Die Menschen im Café jedenfalls leben alle unterhalb der »Armutgefährdungsschwelle«, haben Einkommen, die ihre Leben immer mehr zum Überleben werden lassen – im Extremfall wie bei Sara und Alina. Die beiden Frauen finden weder einen »normalen« Job noch das bessere Leben, für das sie vor zwei Jahren von Rumänien nach Berlin zogen, für das sie seit zwei Jahren auf der Straße leben. Sie müssen mit den etwa 90 bis 100 € im Monat auskommen, die sie mit dem Verkauf des »Straßenfegers« verdienen. Viele andere hier sind abhängig von Sozialleistungen, die häufig zu niedrig angesetzt seien und durch »Sanktionen« sogar noch verringert würden. »Sanktionen«, das sind Kürzungen wegen Missachtung der Auflagen, die, so lassen manche Gespräche erahnen, bis ins Absurde starr ausgelegt werden können. Eine alleinerziehende Mutter erzählt von einer Hartz IV-Kürzung, weil ihr 16-jähriger Sohn neben der Schule jobbt: »Ab 15 zählst du fürs Amt als erwerbsfähig – denen ist es egal, ob er sich da was für die Ausbildung ansparen will, ich kann ihm die ja nicht finanzieren.« Was der Sohn für seine Zukunft zurücklegen will, fehlt beiden im Jetzt. Für die Zukunft bleibt am Rand oft nicht viel Platz. Und so geht es in meinen Gesprächen auf die eine oder andere Art immer wieder um die aktuellen Überlebensstrategien.

Flaschensammeln ist eine davon. Thorsten hat seine Pfandsammeltechnik perfektioniert. Ich verspreche, darüber nicht mehr zu schreiben, um Nachahmungen zu verhindern. Die Konkurrenz ums Pfand wächst – auch weil immer mehr Rentner auf das »Flaschengeld« angewiesen seien: »Diätenerhöhungen, die gibt's regelmäßig, aber auf die Rentenanpassung warten die Ostdeutschen immer noch.« Tatsächlich gehört »der Pfandsammler« inzwischen



0,33l

0,33l

geschlands
mit großer
Angebot von
Wasser, Gerstet
Staatsbrenne
Hothaus im Schwarz
Schweinfandflasche

18.10.15
304-197

»... es kommen immer mehr in die Armutsfalle rein, ist ja überall Niedriglohn.«

so sehr zum Stadtbild, dass ihm die Bundeszentrale für politische Bildung eine ihrer Neuerscheinungen widmet.⁵ Das Leben am Rand ist hart und es scheint, als kämpfe jeder für sich allein. Es käme sogar zu Gewalt. Im Konkurrenzkampf um die Flaschen ist es die Achillesferse, dass »Flaschengeld« als Einkommen beim Amt angegeben werden muss. Thorsten wurde kürzlich »von einem anderen Flaschensammler angeschissen« und muss jetzt etwas von seiner Unterstützung

auch nicht dem Finanzamt melden, das ist doch albern so was«. Und unmöglich zudem, immerhin »weißt ja gar nicht, was du sammelst!« Mal kämen bis zu 30€ in der Woche zusammen, oft nicht mal die Hälfte. Je nach Jahreszeit, Wetter oder Anzahl der Sammler. »Das Flaschensammeln ist viel härter geworden«, erzählt Thorsten, »ist ja auch klar – es kommen immer mehr in die Armutsfalle rein, ist ja überall Niedriglohn.«

Auch bei der Berliner Stadtreinigung, so entrüstet sich Peter hinter vorgehaltener Hand, würde durch »Flaschengeld« aufgestockt. Peter habe dort als Saisonkraft immer mal wieder gearbeitet. »Wenn die von ihren Touren kamen

und die Türen aufgemacht haben, dann sind die Plastikflaschen da nur so rausgefallen – hunderte!« Das war der Punkt, an dem er selbst mit dem Sammeln anfang. Wobei für ihn, im Gegensatz zu den Leuten bei der Stadtreinigung, das Pfandgeld überlebenswichtig wäre. Denn »von dem, was die verdienen, leben sie, vom Flaschengeld fahren sie in den Urlaub!«

Dass man genug verdienen könnte, um sich den Ostseurlaub mit der Lohnarbeit finanzieren zu können, soweit will Peter erst gar nicht denken. Überhaupt, eigentlich liegt nichts ferner als die Vorstellung von Urlaub. Aber so ein bisschen Luxus ... Er klopft sanft auf seine Zigarettenpackung. Thorsten nickt verständnisvoll. Er ist überzeugt, dass sich die Arbeitsperspektiven in Berlin weiter verschlechtern werden. Er selbst ist wegen einer chronischen Krankheit arbeitsunfähig, aber er sorgt sich um die Jugend. Und vielleicht ein bisschen um seine Pfandflaschen. Es



gäbe jedenfalls immer mehr Menschen, die für immer weniger Geld arbeiteten. »Öl ins Feuer« sei da vor allem die »Zuwanderungspolitik«. »Was sollen die Jungen denn noch machen, wenn hier immer mehr Arbeitskräfte herkommen, die für einen Euro die Stunde arbeiten und die Gehälter drücken, die in den letzten 40 Jahren durch die Gewerkschaften hart erkämpft worden sind?« Peter bekräftigt, er macht die Erfahrung bei seinen Gelegenheitsjobs regelmäßig. »Die arbeiten eben für weniger Geld, freiwillig. Und die Unternehmen brauchen die Arbeitskräfte, also holen sie sich die her, was sollen sie sich mit den Deutschen rumstreiten.« Letztendlich stünden sie alle mit dem Rücken an der Wand, es hieße dann billig oder gar nicht arbeiten. Vom neuen Mindestlohn werden sie auch nicht profitieren, in den meisten Fällen greifen dessen Ausnahmeregelungen. Auch der Schattenbericht der Nationalen Armuts-

leben. Die Schere zwischen Arm und Reich klafft auch in Deutschland immer weiter auseinander. Im Armutsbericht der Regierung heißt es, dass 2008 der unteren Hälfte der Bevölkerung 1 % der Privatvermögen gehörte – die oberen 10 % der Deutschen besaßen hingegen über die Hälfte des Vermögens.⁷ Die Wahrnehmung einer sich verstärkenden Spaltung fällt auch in meinen Gesprächen auf. »Es gibt mittlerweile Stadtviertel, in die mag man nicht fahren, weil sie zu dreckig sind und welche, in die man nicht fährt, weil sie zu schön sind, weil sich da die Reichen zusammengeballt haben«, bemerkt Dieter, spielt mit letzterem auf den Prenzlauer Berg an. Er überlegt

»Es gibt mittlerweile Stadtviertel, in die mag man nicht fahren, weil sie zu dreckig sind und welche, in die man nicht fährt, weil sie zu schön sind, weil sich da die Reichen zusammengeballt haben.«

61

konferenz (NAK), einem Zusammenschluss verschiedener Nichtregierungsorganisationen zur Bekämpfung von und Sensibilisierung für Armut, konstatiert einen Anstieg der Working Poor: »Rund 350.000 Vollzeitbeschäftigte in Deutschland verdienen so wenig, dass sie ergänzend zu ihrem Lohn Hartz IV-Leistungen brauchen, um ihr Existenzminimum zu sichern.«⁶ »Das reicht doch alles hinten und vorne nicht!«, schimpft Thorsten, »da muss man sich noch einen zweiten und dritten Job nehmen, und bald haben wir südamerikanische Verhältnisse.«

»Südamerikanische Verhältnisse« – das weckt auch die Assoziation zu Städten, die sich in einer gigantischen Schere in bewachte Wohnkomplexe mit luxuriösen Stadtviellen und überfüllte Slums aufteilen. Städte, in denen die Menschen im gleichen Ort, aber nicht im gleichen Raum

kurz, lässt fast 30 Jahre Leben in Berlin Revue passieren. »Die Stadt hat sich nach meiner Beobachtung und Erfahrung zum Schlechten gewandelt.« Ein vernichtendes Fazit. Die steigenden Mietpreise und die mit ihnen einhergehende Gentrifizierung sind, so scheint es, für alle ein, nein, der wunde Punkt. »Heute ist alles schick, und sicher ist da auch einiges von notwendig gewesen. Aber gar nicht schick find ich, wenn das dann in den Bereich Luxus geht«, sagt Dieter und spricht über immer teurere Neuvermietungen, Eigenbedarfskündigungen, Zwangsräumungen. Stummes Nicken am Nachbartisch, die Probleme sind allzu bekannt. »Ja, fragen Sie doch







mal Oma Klärchen, die seit 50 Jahren in der Wohnung neben Ihnen wohnt – die zahlt wahrscheinlich nicht mal annähernd die Hälfte von dem, was Sie zahlen!» Dieter muss selbst umziehen, doch wohin? »Heute für 430 € eine Wohnung finden – vergiss es!«

Die ansteigenden Mietpreise, vor allem in der Kombination mit abnehmendem sozialen Wohnungsbau und gleichzeitiger Verarmung, sind auch einer der Hauptgründe für die steigenden Wohnungs- und Obdachlosenzahlen.⁸ Eine amtliche Statistik gibt es dazu nicht⁹, die Bundesarbeitsgemeinschaft Wohnungslosenhilfe e. V.

»Jahrelang steht das leer und jetzt machen die ratzfatz Wohntempel draus.«

Stimmen aus Berlin – Gespräche über die Zukunft der Stadt

erhebt mit ihren Schätzungen die einzigen Zahlen – und die sind ernüchternd: Etwa 284.000 Menschen in Deutschland seien wohnungslos, etwa 24.000 obdachlos – und die Situation verschärfe sich durch den Anstieg von Zwangsräumungen sowie das »freiwillige« Verlassen von Wohnungen immer mehr.¹⁰ Ein Eindruck, den Kerstin für Berlin teilt. Die junge Frau ist bei »querstadtein« aktiv, einem Projekt, das Stadtführungen von (ehemaligen) Obdachlosen anbietet und sich so dafür einsetzt, dass mit dem Auseinanderklaffen der Schere der Blick füreinander nicht gänzlich verloren geht. Ich nehme an einer der Touren mit Stadtführer Uwe durch Mitte teil. Während wir an der Spree entlang laufen, fasst Kerstin die Lage für mich zusammen. Gerade Obdach- und Wohnungslose zöge es wegen der guten Hilfs-Infrastruktur nach Berlin. Zwischen 2.000 und 4.000 Menschen seien hier obdachlos, als wohnungslos gelten 10.000 bis 11.000 – Tendenz steigend. Mangels offizieller Zahlen zitiert Kerstin Dieter Puhl, der als Leiter der Bahnhofsmision Zoo, einer der größten Hilfseinrichtungen Berlins, die vielleicht beste Schätzung abgeben kann. Der fehlende Wohnraum fällt mir umso deutlicher auf, desto öfter Stadtführer Uwe auf die vielen leerstehenden Häuser zu sprechen kommt, die ihm während seiner Obdachlosigkeit von 1991 bis 1998 Unterschlupf gewährten. Denn das hat sich geändert. »Jahrelang steht das leer und jetzt machen die ratzfatz Wohntempel draus«, kommentiert er, als ihm die neueste Baustelle mit »Cityloft-Projektschild« ins Auge springt.

Für Thorsten ist es erneut die Zuwanderungs- und/oder Flüchtlingspolitik, die diese ohnehin angespannte Lage noch zuspitzt: »Unsere Leute schlafen auf der Straße, aber alle, die herkommen, kriegen umsonst ein Dach über dem Kopf und medizinische Versorgung.« Finanziell übersteige das die Möglichkeiten des Sozialsystems, das

hätte »Trittin oder Sarrazin« schon richtig eingeschätzt. Tatsächlich, so die NAK, leben gerade die Menschen, die sich in Deutschland um Asyl

»Man sollte einen Volksentscheid machen, wann eine Diätenerhöhung zulässig ist, oder nicht.«

bewerben, oft von Sozialleistungen weit unter dem Hartz IV-Satz, oft gepaart mit Residenzpflicht und Arbeitsbeschränkungen.¹¹ Die (subjektiv wahrgenommene oder tatsächlich gegebene?) Konkurrenz um Sozialleistungen macht den Rand viel zu schnell zu einem polemischen Ort, unterminiert Offenheit, Informiertheit. Zwischen den Zeilen sammeln sich Ämterfrust, Politikwut, Hilflosigkeit, Ohnmacht, die Last einer erdrückenden Situation. Sie entladen sich gegen den transnationalen Kapitalismus, gegen Ausländer, gegen Großunternehmen oder Politiker. »Ich finde es eine maßlose Frechheit, dass hier von der deutschen Regierung – oder der englischen oder französischen – gesagt wird, die Griechen müssen den Gürtel enger schnallen, ja man droht sogar noch, sie aus der EU rauszuschmeißen. Aber auf der anderen Seite die Steuergelder für Migrationspolitik zum Fenster rauszuschmeißen.« Nicht nur Thorsten ist wirklich wütend: »Man sollte einen Volksentscheid machen, wann eine Diätenerhöhung zulässig ist, oder nicht.« Und die Politik

müsse endlich aufhören, sich durch Wirtschaftsinteressen korrumpieren zu lassen. Längst diktierten die Unternehmen »unseren gewählten Volksvertretern die Gesetze – so hab ich mir Demokratie aber nicht vorgestellt.« Dieter schüttelt den Kopf. Thorsten gibt »der Regierung noch sieben Jahre, dann läuft das Fass über. Dann würden Pegida und wie sie alle heißen« sich mit denen verbinden, die bisher gegen sie auf die Straße gehen, denn ab einem bestimmten Lohnniveau hätten doch alle im Grunde die gleichen Probleme.

Thorsten ist nicht der einzige, der die Zukunft schwarz sieht. Meine Gespräche zeichnen eine Teleologie des Verfalls. Früher war es besser, da waren die Mieten



günstig, die Stadt grün, das Leben gut. In den frühen 90ern hätte Berlin noch Zukunft gehabt, findet Peter. Jetzt, bestätigt Dieter, wird es »immer weniger lebenswert, denn man kann sich immer mehr Sachen nicht leisten.« Und in Zukunft wird es auch für »Zeitungsverkäufer und Pfandflaschensammler noch schwieriger werden.« Nur für Sara und Alina, so scheint mir, behält die Zukunft die kleine Möglichkeit eines besseren Lebens. »Berlin ist gut, für das bisschen Geld«, sagt Alina, ihr Lächeln wirkt bemüht. Beim Reden über Zukunft, Träume und Wünsche ist die ohnehin schwer überwindbare Sprachbarriere am stärksten, es fehlen die Wörter, um darüber zu sprechen, die Zeitform, um etwaige Hoffnungen auszudrücken. »Gut: Ein sicherer Schlafplatz, eine Wohnung.« Sara hat Kinder in Rumänien. Irgendwann gibt es für sie eine Arbeit, eine Wohnung, und dann sehen sie sich wieder. Sara strafft die Schultern, der Traum gibt Kraft. Auch Dieter malt sich hin und wieder eine rosige Zukunft aus: »Es wäre schön, wenn ich mal den Lotto-Jackpot gewinnen würde, dann würd' ich

»Ein wenig Luxus« ist der Grund, warum »arm« eben nicht »sexy« ist. Und warum Armut weit mehr ist, als »knapp bei Kasse sein«. Die Menschen an den Tischen um mich herum sind auch deshalb diejenigen, die Dieter als »Arme« bezeichnet, weil sie als solche wahrgenommen werden, von anderen und vor allem von sich selbst. Weil sie sich »ein wenig Luxus« nicht leisten können. Anders in (m)einer Studierendenwelt, in der man sich trotz eines Bafög-Höchstsatzes von 670 € (ab 2015 735 €), einem schlecht oder unbezahlten Praktikum nicht unbedingt für »arm« hält. Und es vielleicht auch nicht muss. In meiner Welt ist dieses geringe Einkommen noch kein Defizit, keine Schuld, keine Blöße. Für die Menschen im Kaffee Bankrott ist es Exklusion, schamhafte Verdrängung an den gesellschaftlichen Rand. Mitten in der Stadt, so scheint mir, gibt es eine Tendenz zur Unsichtbarkeit. In S- und U-Bahnen sprechen die Zeitungsverkäufer zu einer stummen Menge, die sich die Kopfhörer zurechtrückt, den Blick, wenn überhaupt, nur kurz vom Handy hebt. Vor den üppigen Schaufenstern rauscht die Menge an ihnen vorbei, gelegentlich lässt ein Passant wie zufällig etwas Kleingeld in einen Pappbecher fallen. Zudem verstärke sich eine oft subtile »Verdrängungspolitik«, erzählt Kerstin. Bahnhofsbänke würden zu Einzelsitzflächen unterteilt, sodass sie sich zum Liegen nicht mehr eignen, Betonpoller verstellten mögliche Schlafplätze unter Brü-

»Wenn Berlin bewohnbar und bezahlbar bleibt, dann ist doch alles in Ordnung.«

endlich meinen Bauernhof in der Prignitz kriegen. Aber das sind Träume.« Seine Realität sieht anders aus, da verfärbt sich das Rosa zu einem trüben Grau. Dennoch lässt er sich auf meine Frage nach einer möglichen positiven Zukunft ein: »In absehbarer Zeit eine andere Wohnung finden«, sagt er ohne viel zu überlegen, »und so viel Geld haben, dass man sich ein wenig Luxus leisten kann...« Ein wenig Luxus: ein paar Tage an der Ostsee, Zigaretten, ein Kinobesuch, einfach mal Geld ausgeben, ohne darüber nachzudenken.«

cken, immer mehr private Sicherheitsdienste schirmten Einkaufszentren, Bahnhöfe, Bankfilialen und ähnliche halböffentliche Räume ab. Langsam verstehe ich, warum ich Schwierigkeiten hatte, meine Gesprächspartnerinnen zu finden. Umso intensiver wirken die Gespräche im Kaffee Bankrott auf mich. Das Café ist ein Ort der Sichtbarkeit, der Augenhöhe. Das zeigt mir deutlich, dass die Welt meiner Gegenüber bereits viel weiter von der meinen entfernt ist, als ich dachte. Und dass der Ort, an dem sich unsere Welten treffen, immer kleiner wird. So ist es vielleicht kein Wunder, dass in den Gesprächen immer wieder Stereotype fallen. Die Polemik scheint Halt zu bieten, während das Leben aus den Händen rutscht,

beschleunigt noch von der Stadtentwicklung. Dabei könnte Berlin anders. Dieter beschreibt seine Vision der Berliner Zukunft in einer Kombination aus Grün, guter Infrastruktur und gepflegter Altberliner Bausubstanz (mit Mietwohnungen): »Wenn Berlin bewohnbar und bezahlbar bleibt, dann ist doch alles in Ordnung.« Aber er winkt ab, unwahrscheinlich sei das. Leider, denn das (Über)Leben am Rand ist eng verbunden mit der Stadtentwicklung. Damit, wer in ihr lebt und vor allem, wer hier entscheidet, investiert, gestaltet. Und das sind – darin sind sich meine Gegenüber bei aller Kontroverse einig – jedenfalls nicht sie selbst.



Referenzen

- ¹⁾ Der Paritätische Gesamtverband (Hrsg.) (2013): »Zwischen Wohlstand und Verarmung: Deutschland vor der Zerreißprobe. Bericht zur regionalen Armutsentwicklung in Deutschland 2013«. Seite 2. Der Bericht ist verfügbar unter: http://www.der-paritaetische.de/index.php?eID=tx_nawsecuredl&u=0&g=0&t=1424968749&hash=bd952b4143e4224bb0960dc9db86db31d29e5c50&file=fileadmin/dokumente/2013_armutsbericht/A4_armutsbericht-2013_web.pdf (abgerufen am 15.2.2015).
- ²⁾ Der Paritätische Gesamtverband (Hrsg.) (2013): »Zwischen Wohlstand und Verarmung: Deutschland vor der Zerreißprobe. Bericht zur regionalen Armutsentwicklung in Deutschland 2013«. Seite 3, 6.
- ³⁾ Bundesministerium für Arbeit und Soziales (Hrsg.) (2013): »Lebenslagen in Deutschland. Der Vierte Armuts- und Reichtumsbericht der Bundesregierung«. Der Bericht ist verfügbar unter: http://www.bmas.de/SharedDocs/Downloads/DE/PDF-Publikationen-DinA4/a334-4-armuts-reichtumsbericht-2013.pdf?__blob=publicationFile (abgerufen am 15.2.2015).
- ⁴⁾ Bundesministerium für Arbeit und Soziales (Hrsg.) (2013): »Lebenslagen in Deutschland. Der Vierte Armuts- und Reichtumsbericht der Bundesregierung«. Seite IX, vgl. Seiten 461f.
- ⁵⁾ Sebastian J. Moser (2015): »Pfandsammler. Erkundungen einer urbanen Sozialfigur«. Schriftenreihe der Bundeszentrale für politische Bildung, Band 1463. Bonn.
- ⁶⁾ mob e.V. (Hrsg.) (2012): »Die im Schatten sieht man nicht. Armut in Deutschland: Armutsbericht der nationalen Armutskonferenz.« Sonderausgabe des Straßenfeger, Oktober 2012. S. 4. Der Bericht ist verfügbar unter: <http://nationalemarmutskonferenz.de/data/SchattenberichtSonderausgabeklein.pdf> (zuletzt abgerufen am 15.2.2015).
- ⁷⁾ Bundesministerium für Arbeit und Soziales (Hrsg.) (2013): »Lebenslagen in Deutschland. Der Vierte Armuts- und Reichtumsbericht der Bundesregierung«. Seite XII.
- ⁸⁾ BAG W (Hrsg.): »Umfang der Wohnungsnotfälle 2008-2012«, Zusammenfassung auf der Homepage der BAG W, verfügbar unter: http://www.bagw.de/de/themen/zahl_der_wohnungslosen/index.html (zuletzt abgerufen am 17.2.2015); mob e.V. (Hrsg.) (2012): »Die im Schatten sieht man nicht. Armut in Deutschland: Armutsbericht der nationalen Armutskonferenz.« Sonderausgabe des Straßenfeger, Oktober 2012. S. 12.
- ⁹⁾ Bundesministerium für Arbeit und Soziales (Hrsg.) (2013): »Lebenslagen in Deutschland. Der Vierte Armuts- und Reichtumsbericht der Bundesregierung«. Seite 391.
- ¹⁰⁾ BAG W (Hrsg.): »Umfang der Wohnungsnotfälle 2008-2012«, Zusammenfassung auf der Homepage der BAG W, verfügbar unter: http://www.bagw.de/de/themen/zahl_der_wohnungslosen/index.html (zuletzt abgerufen am 17.2.2015).
- ¹¹⁾ mob e.V. (Hrsg.) (2012): »Die im Schatten sieht man nicht. Armut in Deutschland: Armutsbericht der nationalen Armutskonferenz.« Sonderausgabe des Straßenfeger, Oktober 2012. S. 16.

Weiterführende Links

European AntiPoverty Network: www.eapn.eu/en

Nationale Armutskonferenz: www.nationalemarmutskonferenz.de

mob e.V.: www.strassenfeger.org

querstadtein: www.querstadtein.org

BAG Wohnungslosenhilfe e.V.: www.bagw.de

ZukunftsMACHER

Die Berliner »Social Impact«-Szene arbeitet an einem besseren Morgen

von Thomas Malorny, Lisanne Raderschall und Julia Werner

»In Berlin kann man schon ein bisschen die Zukunft sehen.«

69

Während aus dem Vorderhaus noch Dönerdunst weht und blinkende Lichterketten in die Einfahrt des Kreuzberger Hinterhofs hinein flackern, versprüht das glucksende Blubbern des Espressokochers einen feinen Fairtrade-Kaffeeduft und ein wohliges Gefühl. Improvisiert wirkendes Pallettenmobiliar verbreitet Aufbruchsstimmung für die anliegenden Aufgaben: »Eine Veränderung zum Positiven schaffen«. Wir sind mitten drin in der Welt der Berliner »Social Impact Startups«, einer Welt, in der es darum geht »etwas besser zu machen«. Besser zu verwerten, irgendwie effizienter zu machen im Sinne von Nachhaltigkeit« so einer der Gründer. Hier in Berlin, in Deutschland und – so zumindest die Hoffnung – auch global. Denn es geht ja um den »Impact«, also darum, eine Auswirkung, einen Einfluss oder Effekt zu haben, aber nicht irgendeinen, sondern einen, der nachhaltig und sozial ist, wenn möglich am besten gleich beides. Die kurze Formel lautet: Gutes tun und Geld verdienen. Innovative Produkte, Dienstleistungen und Geschäftsmodelle entwickeln, die soziale, ökologische, lokale und auch

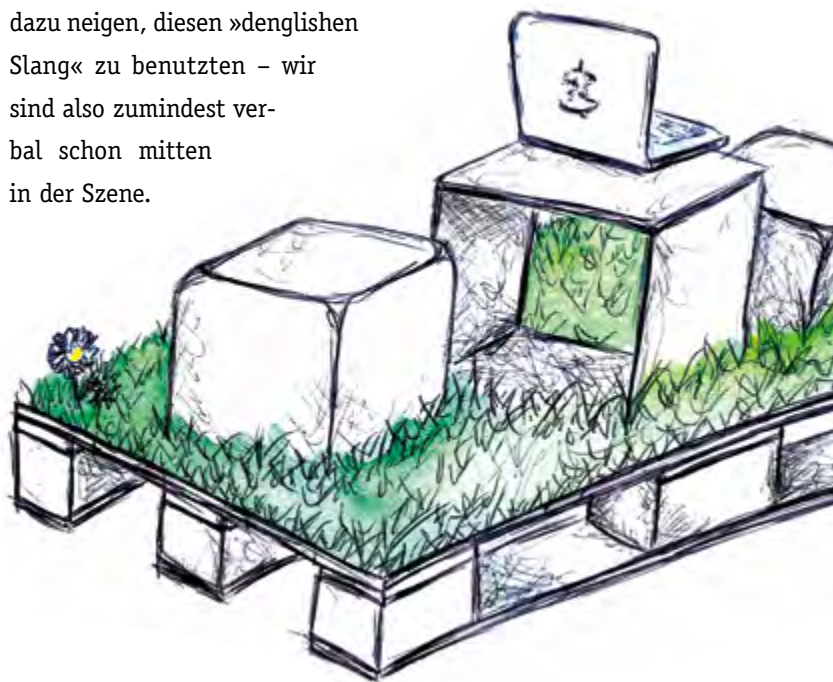
globale Probleme angehen – und dabei profitabel sein. Das ist zusammengefasst das, was »Social Impact Startups« ausmacht. In Berlin finden sie eine dankbare Spielwiese. In den »Co-working Spaces« zwischen Prenzlauer Berg und Neukölln, in denen sich viele JungunternehmerInnen temporär Schreibtische und Konferenzräume teilen, sammelt sich von IT-Lösungen, über elektrifizierte Fahrradkuriere, balkonkompatible Bienenstöcke, »Sharing Community Apps«, bis hin zum »Upcycle«-Modelabel eine riesige Bandbreite unterschiedlichster unternehmerischer Lösungsansätze für die vielfältigen Probleme (der Großstadt) des 21. Jahrhunderts.

Die Euro-Palette elegant mit Altholz und Plexiglas kombiniert, scheint das obligatorische Inventar der »Social Impact«-Welt zu

sein. Eine Basis, in der aus alt neu wird, in der Wiederverwertung optisch gelebt wird und nichts fixiert, sondern alles vor allem dynamisch, beweglich und frei ist. Während wir mit dem interessierten Publikum aus »Kreuzkölln« zusehen, wie einige »Social-Entrepreneure« ihre Ideen vor uns und potenziellen GeldgeberInnen vorstellen – oder besser »pitchen« – versuchen wir eine einigermaßen zu ertragende Sitzposition auf der hölzernen, mit Kunstrasen bespannten Pallettensammlung zu finden. In die feine Haut des Nagelbetts piekst eine schmale, spitze Holzfaser: Der »Industrial Chic« der »Startup«-Szene liegt offensichtlich irgendwo zwischen IKEA-Regal und »Do-it-yourself«-Spanplatten – und Pallettenmobiliar. Hineingestellt wird die locker-leicht improvisierte Sofalandschaft in die weiß getünchten Sichtmauerwerklofts Kreuzberger Hinterhöfe, gut gesichert durch doppeltes Schloss und elektronischen Türcode, denn nicht nur die Ideen hier sind wertvoll – auch die obligatorischen Alu-MacBooks und der Espresso-Vollautomat sollen nicht geklaut werden.

In dieser inszenierten Lässigkeit gilt es zu »pitchen«, zu »co-worken«, zu »netwerken«, seine »Challenge« zu meistern und die eigene »Social Innovation« in ein überzeugendes »Startup«-Businessmodell zu »shapen«. Englisch ist die Sprache der Wahl in dieser Szene. Sei es, weil es einfach

ist: Ohne eine gute Portion »Denglisch« geht es in der Welt der »Social Impact-Startups« nicht. Nach einiger Zeit weist uns ein aufmerksamer Kommilitone darauf hin, dass auch wir, je länger wir uns mit diesem Thema beschäftigen, mehr und mehr dazu neigen, diesen »denglischen Slang« zu benutzen – wir sind also zumindest verbal schon mitten in der Szene.



Doch woher kommt diese »Social Impact«-Szene, die in den letzten Jahren unter anderem in »Co-working Spaces« und eigenen »Beschleunigern« – auch »Accelerators« genannt – entstanden ist? Die ihre eigene Sprache spricht, und vor allem eigene Werte und ein eigenes Verständnis davon besitzt, was es heißt, ein Business zu betreiben und einen »Social Profit« zu generieren?

Schon in den 90er Jahren war Berlin bekannt als Spielwiese, als eine Stadt, in der alles möglich war und in der man sich ausprobieren konnte. Sie hat sich im letzten Jahrzehnt

zu einer echten Gründerstadt entwickelt und gehört neben dem großen Vorbild Silicon Valley, London und Tel Aviv zu den aktuellen Hotspots der internationalen »Start-

up«-Szene. Doch Berlin ist nicht nur »Startup«-Stadt, sondern in den Szenebezirken wie Kreuzberg und Neukölln auch grün, bio, vegetarisch bis vegan, CO₂-sparend, nachhaltig, multikulturell und tolerant.

»Dieses ganze Sustainability Ding ist in Berlin ja riesig!«

ein bisschen cooler klingt als die sperrigen deutschen Bezeichnungen oder, weil sich die Szene so ihrem großen Vorbild, dem »Silicon Valley«, etwas näher fühlt. Sicher

»... grüne Elite, die Spaß hat, an Zukunftsbildern zu basteln.«

Da auch Berlin mit den zahlreichen Problemen der zunehmenden Urbanisierung zu kämpfen hat – Mietpreissteigerung, Vereinsamung, Anonymität, Obdachlosigkeit und stets leere öffentliche Kassen – ist es auch ein Nährboden

für eine mehr oder minder neue Spezies des Unternehmers: der »Social Entrepreneurs«.

Neben den traditionellen Anbietern der sozialen Dienste wie Caritas, Diakonie und Arbeiterwohlfahrt, die eher als Teil des Wohlfahrtsstaates fungieren, entsteht mit den SozialunternehmerInnen eine andere Generation gesellschaftlicher Problemlöser aus der Macherkultur der »Startup-Szene«, die im Berlin zwischen Schlesischem Tor und Hermannstraße pulsiert. Der Wille,

die Welt ein bisschen besser zu machen, ist auch hier der Motor, doch Rentabilität und Profit sind selbstbewusste, stolze Begleiter und keine Unsitte.

Die Basis der »Social Impact Startup«-Szene in Berlin scheint die Stadt selbst zu sein, denn keine der von uns getroffenen GründerInnen ist nach Berlin gekommen, um zu gründen oder hatte die Idee für sein »Startup« schon im Voraus. Vielmehr war es das Leben in dieser Stadt, welches sie bewegt hat, ihre bisherigen Jobs aufzugeben und etwas Neues anzufangen. »Dieses ganze Sustainability Ding«, wie Paul, einer unserer Gesprächspartner, bemerkt, »ist in Berlin ja riesig.« Er ist vor einigen Jahren nach Berlin gekommen und hat als Pädagoge gearbeitet. Er ist Anfang dreißig, kinderlos und kleidet sich lässig, gedeckt grün und gleichzeitig stilbewusst – er trägt Markenturnschuhe und gepflegten Bart, fährt Rennrad und trinkt Latte Macchiato, das aktuelle iPhone auf dem Tisch immer parat, immer erreichbar. Es scheint fast, als würde es einen umfassenden Sog geben, gegen den man sich kaum wehren kann. Diese Entwicklung fasziniert und polarisiert zugleich, weil sie sich zwischen Lifestyle und anpackend, »etwas Gutes zu tun« bewegt. So sind es vornehmlich die Apple-NutzerInnen und Latte-Machiato-TrinkerInnen, die es satt haben, die Umwelt weiter zu belasten, die wissen, dass Ressourcen endlich sind, und nicht weiter dulden möchten, dass Menschen für die Herstellung von Produkten für

unseren Markt »wie Tiere behandelt werden«. Die nicht wegschauen, wenn es um die Probleme unserer Welt geht, sondern versuchen, sie da zu lösen, wo sie selbst einen »Impact« haben können. Veränderung gleich vor der eigenen Haustür vorantreiben – da heißt es gerne auf automobiler Mobilität zu verzichten, Tomaten auf dem Selbstversorger-Balkon anzupflanzen und dem Nachbarn per App die Bohrmaschine auszuborgen – ohne, dass man dafür als Öko oder Hippie belächelt wird. Nein, hier gibt es dafür Lob und Anerkennung. Es finden sich Menschen zusammen, die, wie sie es selbst beschreiben, »ein besonderes



Mindset teilen« und »eine besondere Einstellung haben«. Durch das Vorhandensein eines vergleichsweise stabilen Netzwerks aus InnovationsberaterInnen, Stiftungen und Investoren haben sie eine Chance, aus ihren Überzeugungen auch ein Geschäftsmodell zu machen.

Mit dieser Einstellung setzen sich die GründerInnen für eine nach ihrem Empfinden lebenswertere Stadt ein. Sie begreifen sich dabei als die Macher eines wünschbaren Berlins der Zukunft, als Hersteller und Lieferanten von Produkten für eine »grüne Elite«. Wir begegnen der





Vorstellung von Berlin als Prototyp der urbanen Landwirtschaftsstadt, in der die BerlinerInnen der Zukunft nicht mehr zum Supermarkt gehen müssen, um sich mit Lebensmitteln zu versorgen. Die zukünftigen BewohnerInnen greifen darauf zurück, was sie selbst oder ihre nähere Umgebung anbauen. Fassaden, Dächer und andere Freiflächen werden hier multifunktional und tragen zur Versorgung der BewohnerInnen bei, indem dort Gemüse und Obst angebaut wird. Tomaten, Trauben, Bohnen und andere Rankgewächse hangeln sich von Balkon zu Balkon und über Fassaden und Höfe hinweg, während Freiflächen auf Dächern für den Anbau von Gemüse und Obst genutzt werden. Jede kleine Lücke und jedes heute oft grau-schwarz versiegelte Stück Erde wird lebendig. Die Stadt versorgt sich nicht nur selbst, sie duftet, summt und klingt nach der Vielfalt ihrer tierischen Bewohner. Es gibt jedoch nicht nur Ideen, die Stadt als Gemüsegarten zu

nutzen, auch das Halten von kleinen Nutztieren scheint unseren InterviewpartnerInnen nicht völlig absurd, sondern nur eine Frage der Umsetzung – und der Zeit – in der Zukunft.

Viele Ideen der GründerInnen entstehen aus persönlicher Betroffenheit, sie ist häufig Impulsgeber und Motivation für die Entwicklung der Innovationen, die diese Zukunftsbilder Wirklichkeit werden lassen sollen: Wenn der urbane Garten inklusive Bienenstock vom Flachdach vertrieben wird, gilt es, eine balkonkompatible Behausung für die kleinen summenden Nützlinge zu entwickeln. Aus einem Konzept, mit dem man selbst mal angefangen, gebastelt, »geprototyped« und rumprobiert hat, entsteht »eine ganz andere Motivation«, die zu Arbeitsleistungen führt »die ich sonst nicht gemacht hätte,« wie unser Interviewpartner Franz, ein Mittzwanziger mit dunklem Haar und Outdoorbekleidung, mit Blick auf seine unternehmerische

74



Tätigkeit bemerkt. Eine weitere Interviewpartnerin – sie trägt elegante Schuhe mit Absatz und wirkt durch ihre Zierlichkeit fast etwas schüchtern, doch sobald wir ins Gespräch kommen, argumentiert sie sehr überzeugend und eloquent. Bevor sie sich entschied zu gründen, war sie bei einer bekannten internationalen Unternehmensberatung tätig, hat eine hochkarätige internationale Ausbildung genossen und auf den verschiedensten Kontinenten gelebt – sie wollte einfach »sehen, ob ich das machen kann, was mir Spaß macht und damit meinen Lebensunterhalt verdienen kann, ohne in einem riesigen Unternehmen zu arbeiten«.

Die Motivation, die häufig in die schlecht bis gar nicht bezahlte sozialunternehmerische Selbstaussbeutung treibt, wird auch durch den unbedingten Glauben an die Durchsetzungsfähigkeit der eigenen Ideen für eine bessere Welt genährt. Denn »wenn wir nicht glauben würden«, dass

eine gewisse Zeit. Ein Privileg, das nicht alle Menschen genießen und das sie dazu befähigt, sich maßgeblich mit der Zukunft zu beschäftigen, da sie nicht um ihr täglich Brot bangen müssen.

In der Erfüllung ihrer Aufgabe verkörpern die neuen MacherInnen eine Mischung aus MissionarInnen und VertrieblerInnen, denn es geht hier nicht allein darum, Gutes zu tun, alles hat auch immer eine geschäftliche Seite. Es geht um den Verkauf von Dienstleistungen oder Produkten, die mehr sein sollen als nur ein Angebot zur entsprechenden Nachfrage. Werte werden hier ganz explizit vermarktet und übertragen sich in der Produktions- und Konsumentscheidung. Es ist der Versuch und

»Wirtschaftlichkeit und Soziales zu vereinen und einen gemeinsamen Mehrwert zu kreieren.«

sich die Ideen in größerem Umfang umsetzen ließen, »würden wir es nicht machen«, so ein Befragter. Dabei geht es der Einzelnen oft nicht allein um das eigene Projekt, sondern »um diese ganze Bewegung«, die »eine Veränderung zum Positiven hin schaffen will«.

Diese positive Einstellung und die Überzeugung, etwas verändern zu können, sind allen »Social Impact«-GründerInnen, die wir getroffen haben, gemein. Sie sind Teil einer kleinen Gruppe von »MacherInnen«, die zudem ein großes Interesse an den Vorgängen der globalen Welt, wie auch den lokalen Geschehnissen, haben. Eine weitere Gemeinsamkeit ist, dass sie es sich zumeist aussuchen können, womit sie ihr Geld verdienen wollen. Sie alle haben eine akademische Ausbildung genossen und hatten zuvor bezahlte Jobs aus denen sie freiwillig ausgestiegen sind. »Alle, die da mitmachen, hätten auch einfach das weiter machen können, was sie machten«, bestätigt uns einer der Gründer. Unsere GesprächspartnerInnen leben in einer Welt der Optionenvielfalt, in der sie sich dafür entscheiden, »etwas Sinnvolles zu machen« – zumindest für

das Bewusstsein um die Notwendigkeit, »Wirtschaftlichkeit und Soziales zu vereinen und einen gemeinsamen Mehrwert zu kreieren.«

Die Zukunft Berlins wird in den »Co-working Spaces« der Kreuzberger Hinterhöfe an Pallettentischen nicht nur erdacht, sondern auch praktiziert: Die einen treiben die Themen einer nachhaltigeren Zukunft »eher theoretisch voran und wir machen halt ein Business, wir sind halt auf der Straße draußen«, versinnbildlicht ein Gesprächspartner den hier gelebten Ansatz. Er sieht das Berlin der Zukunft als eine Stadt ohne LKWs und PKWs. Ein Zukunftsbild einer lebenswerteren Stadt: Der Transport findet nicht mehr mit zu großen, lärmenden Lastwagen und Kleintransportern statt, die sich heute täglich

» ... jeder will alles irgendwie »organic« und dies und das und jenes.«

ihren Weg über Straßen und Plätze bahnen, sich zwischen FußgängerInnen, PKWs und RadfahrerInnen hindurch manövrieren müssen, und dabei Verkehrschaos erzeugen, sondern beinahe geräuschlos mit elektronischen Lastenrädern. Diese wendigen, schnellen Kleintransporter bahnen sich wie kleine, fleißige Ameisen ihren Weg durch die Großstadt und erreichen auch den letzten Hinterhof problemlos und ohne dabei Straßen und Wege zu verstopfen. Sie sind Teil einer Stadt, in der die Luft gesünder und der Geräuschpegel niedriger ist.

Die »Social Impact Startups« liefern die Zutaten für mögliche urbane Zukünfte und begreifen sich entsprechend als Teil der Pionier- und Avantgarde-Stadt Berlin, die als Testlabor innovativer, urbaner Lebensstrukturen des 21. Jahrhunderts dient. So könnte Berlin zu einer Stadt werden, »die als Prototyp mit den Problemen der weiteren Zukunft« nicht einfach nur umgeht, sondern in einer »Vorreiterrolle« auch Lösungen für diese bereitstellt. Jede einzelne Innovation lässt sich als Baustein urbaner Veränderung begreifen, der für sich genommen dem Kritiker in der Gegenwart absurd erscheinen mag. »Wenn dann Leute mit ihren Statistiken kommen. Mit deinen zwei Tomatenpflanzen, die du auf deinem Balkon stehen hast. Also das ist ja wohl ein Scherz, das ist ja marginal zu dem, was du eigentlich benötigst und was du konsumierst.«

Der »Social Entrepreneur« lässt sich von derartigen Gegenwartsverhaftungen nicht irritieren, denn »es geht halt auch viel um

die Tendenz und um die Richtung und darauf aufbauend wird es dann auch wieder neue Konzepte geben. Nur weil man jetzt gerade noch einen beschränkten Horizont hat und weil man das dahinter noch gar nicht sieht« dürfe der Innovator sich in seiner Arbeit über den Horizont hinaus nicht verunsichern lassen und müsse sie als Meilensteine des Innovationsprozesses verstehen.

Die »Social Impact«-Stadt Berlin erscheint dabei jedoch selbst den GründerInnen als »Bubble, jeder will alles irgendwie »organic« und dies und das und jenes.« In dieser »Kultur«, oder vielmehr »Dunstglocke«, entstehen Innovationen, finden sich »Co-WorkerInnen« und die Konzepte für eine bessere Zukunft



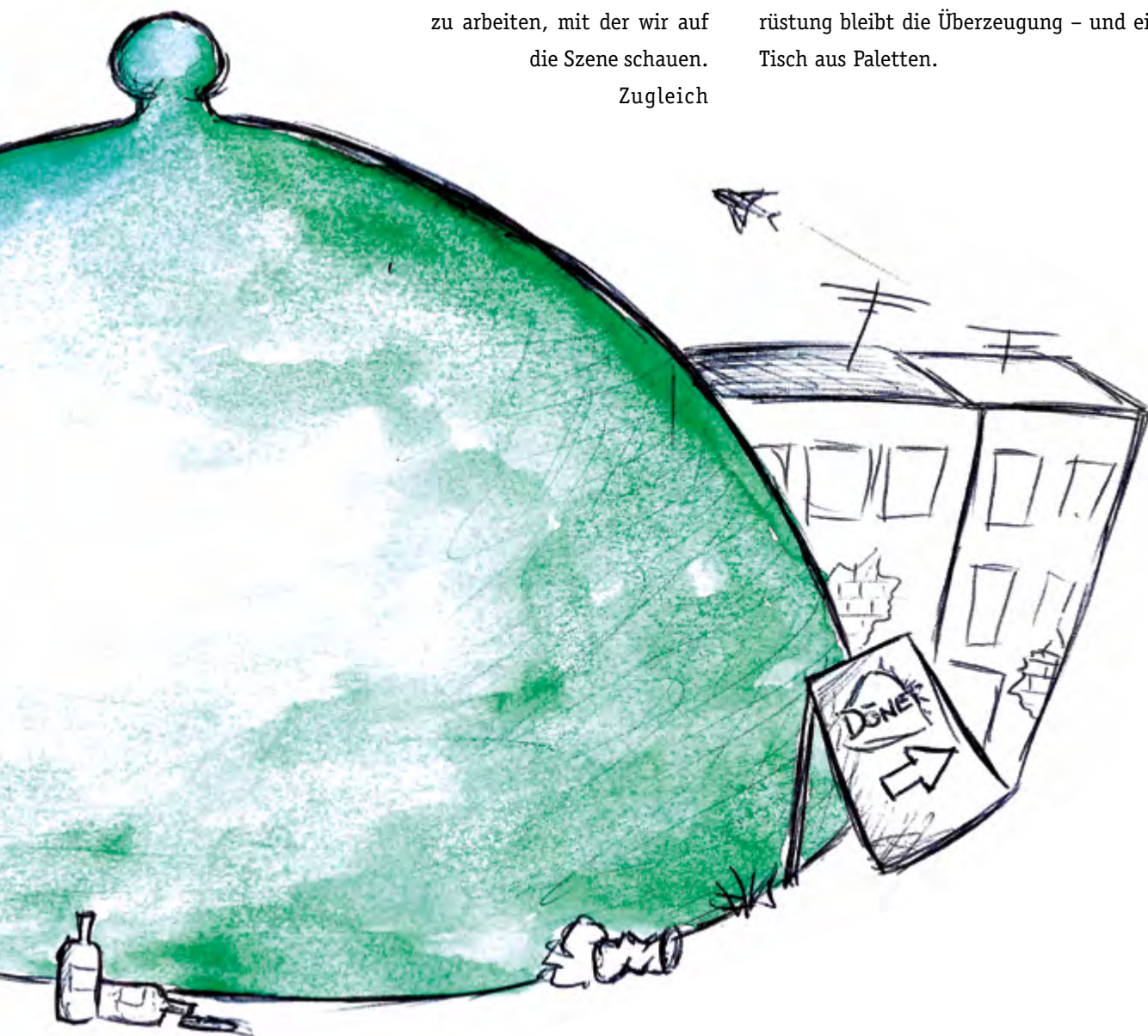
»werden hier getestet«. Vor allem ist es – so ein Interviewpartner – »eine grüne Elite, die Spaß hat, an Zukunftsbildern rumzubasteln«, die die Prototypen der sozialen Innovationen nachfragt.

Tritt man aber aus der »grünen Dunstglocke« heraus und zurück in den Dönerdunst des Kottbusser Tors, nimmt die Strahlkraft der schönen, neuen Welt spürbar ab. Bezirk um Bezirk verliert sich die »Transition Town«-Mentalität der Endkunden mehr und mehr und schließlich »geht man raus aus Berlin« und fragt sich, so ein Pionier des »Urban-Farming« zu uns, »Was mache ich hier eigentlich?«.

Unser Eintauchen in diese Welt hat sie uns nicht nur näher gebracht, neben vielen spannenden Ansätzen für eine Transformation hin zum bewussteren Leben ist es vor allem Bewunderung für den Mut und die Ausdauer der

GründerInnen, an einer besseren Zukunft zu arbeiten, mit der wir auf die Szene schauen.
Zugleich

werden die MacherInnen auch von ihrer grünen Dunstglocke umhüllt und vielleicht sogar erdrückt wenn die konkrete Arbeit an der Utopie als »Lifestyle Vehikel« genutzt wird. Wir stellen fest: Die »Social Impact«-Welt ist eine Welt der Utopien. In dieser wird Neues gedacht, wenn auch vielleicht zum Teil noch weit ab von der Gegenwart, so doch mitten in ihr als Teil möglicher, vor allem wünschenswerter Zukünfte: zwischen Ideologie und Machbarkeit – gegen das System und doch irgendwie mittendrin. Gemacht von Menschen, die viel über die Gegenwart und die Zukunft nachdenken und sich in einer Welt voller Optionen dafür entscheiden, selbst anzupacken und etwas verändern zu wollen. Ihre Grundausrüstung bleibt die Überzeugung – und ein Tisch aus Paletten.



ZUKUNFT und BERLIN

»Zukunft bedeutet auf jeden Fall: ein gesundes Einkommen, keine Schulden, Gesundheit. Ja, man hat ja so gewisse Pläne.«

»Niemand weiß, was die Zukunft bringt. Eine schlechte Entwicklung wäre, wenn es keine Veränderung gäbe.«

»Zukunft? Das was vor mir liegt! Ist heute nicht mehr so metaphysisch besetzt wie früher. Ich glaube das liegt daran, dass Zukunft jetzt mehr Angst macht.«

»In der Zukunft sehen, ob ich das machen kann, was mir Spaß macht und damit meinen Lebensunterhalt verdienen kann, ohne in einem riesigen Unternehmen zu arbeiten.«

»Was heißt *Zukunft*?
Berlin in den frühen 90ern, das hatte Zukunft!«

»In Zukunft wird es zunehmend zu Verteilungskämpfen in der Stadt kommen. Das wird dann unausweichlich zur Bildung von Feindbildern führen.«

BERLIN und ZUKUNFT?

»Dass die Stadt weiterhin ein Spielplatz bleibt,
der einen Platz für jeden bietet.«

»Wenn Berlin bewohnbar und bezahlbar bleibt,
dann ist doch alles in Ordnung.«
»Wenn die Stadt sich so weiterentwickelt, wie
jetzt, geht's den Bach runter.«

»Eine Veränderung zum Positiven schaffen!
[Wir sind eine ...] grüne Elite, die Spaß hat,
an Zukunftsbildern zu basteln.«

»Die Zukunft Berlins sehe ich eher negativ ...
obwohl die Sehnsucht der Menschen nach
Kiezleben ist groß.«

»Berlins Zukunft ist hell erleuchtet,
die der Taxibranche düster.«

»Ich muss mal sagen, der Wowereit war 'n
guter Bürgermeister. Also den Flughafen hat er
ja nun in den Sand gesetzt, aber ansonsten ...
Ich würd sagen, wenn es so weitergeht
ist Berlin auf nem recht guten Weg.«

Bibliografische Information Der Deutschen Bibliothek

Die deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

iF-Schriftenreihe Sozialwissenschaftliche Zukunftsforschung 02/2016

ISBN: 978-3-944843-19-3 (eBook) ISBN: 978-3-944843-18-6 (print)

© **2016 by Institut Futur**

Art Direction und Gestaltung: Stefanie Ollenburg | Fotos: Heike Dietz | Illustrationen: Nele Fischer

Alle Rechte, insbesondere das Recht der Vervielfältigung und Verbreitung sowie Übersetzung, vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fotokopie, Mikrofilm oder ein anderes Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

